Nr. 148 — Jahrgang 13 · **Einzelnummer 0,20 Zl.** · **Sonntag, den 1. Juli 1928**

Volkswille

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Anzeigenpreis: Für Anzeigen aus Polnisch-Schlesien je mm 0.12 Zloty für die achtgespaltene Zeile, außerhalb 0.15 Zlp. Anzeigen unter Text 0.60 Zlp. von außerhalb 0.80 Zlp. Bei Wiederholungen tarifliche Ermäßigung.

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 7. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004



Polnisch-litauische Sicherheitspakt-Verhandlungen

Eine politische Komödie

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Warschau, Ende Juni.

Der unerwartete Rücktritt Pilsudskis von seinem Ministerpräsidentenposten bildet keineswegs die politische Sensation, als die er im ersten Augenblick erscheinen mag. Sind doch die Gründe für diesen Schritt des Marschalls nicht irgendwelche besondere innerpolitische Vorgänge oder gar Absichten, sondern sie sind lediglich in dem Gesundheitszustand Pilsudskis zu suchen, dessen Krankheit, entgegen den amtlichen Darstellungen an seinem überarbeiteten Körper doch nicht so spurlos vorübergegangen sein mag. Der dreimonatliche Urlaub, den Pilsudski Anfang Juli antritt, war der einzige Grund für seinen Rücktritt und es kann mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß er nach seiner Rückkehr nach Warschau auch wieder offiziell die Leitung des Kabinetts übernehmen — oder aber erst die neue politische Lage abwarten wird, die sich nach Einbringung des Verfassungsprojekts ergeben wird, über deren Möglichkeiten wir vor wenigen Tagen an dieser Stelle berichteten. Aber es ist schließlich nicht gleichgültig, ob Pilsudski Chef der Regierung ist oder lediglich als schlichter Kriegsminister, also gewöhnliches Mitglied des Kabinetts bleibt? Im Grunde genommen ist es dasselbe: denn niemand in Polen wird heute glauben wollen, daß der Rücktritt Pilsudskis als Ministerpräsident irgendwelche politische Folgen haben, oder gar als Aufgabe seiner bisherigen Machtposition angesehen werden könnte. Die tatsächliche Regierungsgewalt bleibt nach wie vor in seinen Händen, ob er nun dieses oder jenes Amt de nomine ausübt. Man hat das doch bereits mehrmals im Laufe der letzten beiden Jahre erlebt, als der stellvertretende Ministerpräsident Bartel zeitweilig Regierungschef war — und Pilsudski nur sein Ressort verwaltete. Auch diesmal ist Bartel zum Nachfolger Pilsudskis — de nomine — geworden, und man weiß, daß das nur eine Bekräftigung der durch die Regierungsumbildung keineswegs unterbrochenen Kontinuität bedeutet. Bartel hält, auch das ist zur Genüge bekannt, treu und fest zu Pilsudski und auch diesmal ist er, trotz angegriffener Gesundheit bereit, seinem Chef bis zu dessen Genesung den Platz zu halten. Im übrigen wird wohl auch Bartel für eine Zeitlang verreisen, um auf Anraten der Aerzte ein böses Nierenleiden im Ausland zu heilen, aber auch schon in diesem Fall ist ein Stellvertreter vorgesehen, und zwar der Minister für öffentliche Arbeiten, Moraczewski, der sich, was das wesentliche ist, des größten Vertrauens Pilsudskis erfreut.

Außer Pilsudski sind noch zwei weitere Minister zurückgetreten. Aber wenn schon der Rücktritt Pilsudskis keinerlei Bedeutung hat, so ist die Personalveränderung auf den Posten der Minister für Verkehr und desjenigen für Kultusfragen schon ganz und gar nebensächlich, denn erstens ist ja hinlänglich bekannt, daß die Autorität Pilsudskis, die auch jetzt noch unvermindert fortbesteht, auch in über sein Ressort hinausgehenden Fragen die einzig maßgebende ist, und zweitens ist der Rücktritt Dobruckis und Romockis schon gar nicht politisch zu werten. Dobrucki, der Nichtfachmann, der von Pilsudski aus einer Provinzklinik ins Ministeramt berufen wurde, hat sich kaum besonders bewährt, während Romocki, als früheres Mitglied der pilsudskifeindlichen christlichdemokratischen Partei der Regierung längst demissionsreif erschien. Man hat den Rücktritt Pilsudskis nun dazu benutzt, um auf diesen Posten Aenderungen vorzunehmen, die aber, um auch das noch zu sagen, durch die neuen Minister ebenfalls nicht gewichtiger geworden sind.

Immerhin darf aus den obenerwähnten Vorgängen eines mit Sicherheit geschlossen werden; nämlich das, daß im Laufe der nächsten drei Monate in Polen keinerlei innerpolitische Veränderungen zu erwarten sind. Die Kaltstellung des Parlaments bis zum Herbst war die erste Etappe dazu, doch blieb noch die Frage offen, was die Regierung tun wird, ob sie auf die vom Sejm vorgenommenen Streichungen einzelner Regierungsanträge nicht in besonderer Art (man sprach schon von der Möglichkeit der Parlamentsauflösung) reagieren werde. Der Rücktritt Pilsudskis hat auch diese Zweifel in negativem Sinne zerstreut. Drei politische Ruhemonate stehen Polen bevor. Der Rücktritt Pilsudskis war nichts anderes als eine politische Komödie. Th. L.

Schweres Eisenbahnunglück in England

London. In der Nähe der Station von Darlington ereignete sich gestern Nacht ein Eisenbahnunglück, bei dem sechs Personen getötet und 30 verletzt wurden. Das Unglück geschah, als ein Zug, der mit Ausflüglern besetzt war, von Scarborough kommend, sich dem Südbahnhof von Darlington näherte und mit einem Güterzug zusammenstieß. Die Lokomotive des einen Zuges kam dabei zum Entgleisen.

Kowno. Die polnisch-litauischen Verhandlungen in Kowno, die die Schaffung eines Sicherheitspaktes und die Regelung von Entschädigungsfragen zum Gegenstand haben, haben am Donnerstag begonnen. Wie erst jetzt bekannt wird, hat Litauen bereits am 23. d. Mts. durch seinen Berliner Gesandten der polnischen Regierung einen Entwurf für einen Sicherheitspakt sowie den Entwurf eines Vertrages über die Regelung des Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverkehrs überreichen lassen. Der litauische Sicherheitspaktentwurf weist wesentlich von dem polnischen Entwurf ab. Die polnische Delegation erklärte, daß sie vorläufig nicht in der Lage sei, die Antwort auf den litauischen Entwurf zu erteilen, sondern erst Instruktionen aus Warschau abwarten müsse. Sodann verlas der Führer der polnischen Delegation, die Antwort der polnischen Regierung auf die litauischerseits schon im Mai erfolgte Ablehnung des polnischen Sicherheitspaktvorschlages. Ferner überreichte die litauische Delegation ihre Entschädigungsforderung, die sich auf insgesamt 13 Millionen Dollar beläuft. Die nächste Sitzung wurde auf Sonntag festgesetzt. Der Führer der polnischen Delegation, Holowko, erklärte Pressevertretern gegenüber, daß der litauische Sicherheitspaktvorschlag so gehalten sei, daß eine Erörterung desselben nur in Gegenwart der Außenminister auf der für den Monat August vorgesehenen Plenarkonferenz in Königsberg stattfinden könne. Ueber den litauischen Gegenentwurf betreffs des Verkehrs zwischen Polen und Litauen, der zurzeit in Warschau erörtert wird sei bekannt, daß der zwar alle Verkehrsmöglichkeiten faßt, das Wilnagebiet aber vollständig unberücksichtigt läßt, so daß der Verkehr über Deutschland und über Lettland geleitet werden müsse. Bekanntlich steht Polen auf dem Standpunkt, daß das Wilnagebiet in den direkten Verkehr zwischen Polen und Litauen einbezogen werden müsse.

Ein Kabinett Müller-Franken

Die Reichsregierung doch zustande gekommen — Das Programm der neuen Regierung

Berlin. Müller-Franken erstattete am Donnerstag vorm. um 9,30 Uhr dem Reichspräsidenten Bericht über seine im Laufe des Mittwoch abend geführten Verhandlungen und die in den frühen Morgenstunden des Donnerstag ebenfalls mit Vertretern des Zentrums geführten weiteren Besprechungen in der Frage der Zusammensetzung der Reichsregierung. Reichspräsident von Hindenburg erteilte sein Einverständnis, daß Hermann Müller seine Verhandlungen auf der in diesen Besprechungen neu gewonnenen Grundlage fortsetze. Die Möglichkeit, die Verhandlungen fortzusetzen, hatte sich daraus ergeben, daß der Zentrumsabgeordnete von Guerard als Verbindungsmann des Zentrums, aber ohne Bindung seiner Fraktion, das Verkehrsministerium und das Ministerium der besetzten Gebiete übernehmen sollte. Die weiteren Verhandlungen des Abgeordneten Müller-Franken führten zu dem Ergebnis, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Wissel sich bereit erklärte, das Reichsarbeitsministerium zu übernehmen, und die Fraktion der Demokraten ihre Zustimmung zu der Uebernahme des Reichsjustizministeriums durch den Abgeordneten Koch, Weser, erklärte. Koch soll zunächst Fraktionsvorsitzender bleiben, er wird bis zur endgültigen Regelung durch den Abgeordneten Haas im Fraktionsvorsitz vertreten werden.

Der Abschluß der Regierungsbildung vollzog sich dann ziemlich schnell, so daß Müller-Franken um 5 Uhr dem Reichspräsidenten die fertige Ministerliste vorlegen konnte.

* * *

Berlin. Amtlich wird mitgeteilt: Der Herr Reichspräsident hat den Reichskanzler a. D. Reichsminister a. D. und Abg. Hermann Müller-Franken zum Reichskanzler ernannt. Auf Vorschlag des neuernannten Reichskanzlers hat der Herr Reichspräsident die bisherigen Reichsminister Dr. Stresemann (Auswärtiges), Dr. Curtius (Wirtschaft), Gröner (Reichswehr), Schätzel (Reichspost), in ihren Aemtern bestätigt und ferner den Preußischen Staatsminister a. D. Abg. Severing zum Reichsminister des Innern, den Reichsminister a. D. Abg. Dr. Hilferding zum Reichsfinanzminister und Reichsminister a. D. Abg. Wissel zum Reichsarbeitsminister, den badischen Minister a. D. Dietrich-Baden zum Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, den Reichsminister a. D. Koch-Weser zum Reichsjustizminister und den Geheimen und Oberregierungsrat Abg. von Guerard zum Reichsverkehrsminister ernannt. Reichsminister von Guerard ist gleichzeitig mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Reichsministers für die besetzten Gebiete beauftragt worden.

* * *

Berlin. Ueber den Inhalt der Regierungserklärung, die das neue Kabinett bereits in seiner ersten Sitzung am Freitag vorm. durchgesprochen hat, schreibt die „Tägliche Rundschau“, daß man annehmen könne, das Kabinett Müller werde es vermeiden, in der Regierungserklärung vorhandene Differenzpunkte zu berühren, über die bei den interfraktionellen Besprechungen scharfe gegensätzliche Meinungen geherrscht hätten. Es handele sich zunächst einmal darum, daß das Kabinett sich über die allgemeinen Richtlinien der Erklärung einig werde. Die Frage des Panzerschiffbaues werde nicht behandelt werden, sondern im Wege der Exekutive ihre Erledigung finden. In der Frage der Amnestie werde man vermutlich eine Form wählen, die dem Reichstag selbst die Entscheidung über die Einzelheiten der Ausgestaltung überlasse. Schwierig sei die Frage der Proklamierung des 11. August zum Nationalfeiertag. In diesem Punkte werde weder eine Einigung im Kabinett herbeizuführen sein, noch unter den Fraktionen die im Kabinett vertreten seien. Aeußerlich werde sich diese Frage so gestalten, daß die Reichsratsvorlage an den Reichstag weitergeleitet werden würde. Die Entscheidung werde dann im Plenum gesucht werden müssen. Das „Berliner Tageblatt“ ist der Ansicht, daß sich über die Erklärung des 11. August zum Nationalfeiertag oder um die gesetzliche Regelung dieser Frage überhaupt mit Sicherheit im Kabinett eine Einigung erzielen lassen werde. Die Frage des Panzerschiffes werde anläßlich der Aufstellung des nächstjährigen Etats zu prüfen sein. Eine weitere Aufblähung des diesjährigen Wehretats komme angesichts der Anforderungen des Dawesplanes und der Leere der Kassen wohl nicht in Frage.

Die polnische Regierung gibt zu . . .

Die Chorzow-Angelegenheit

Amsterdam. Der Vertreter der polnischen Regierung, Sobolowski, hat heute vormittag vor dem permamenten internationalen Gerichtshof im Haag auf die Ausführungen von Prof. Kaufmann in Angelegenheit der Stickstoffwerke in Chorzow geantwortet. Er protestierte heftig dagegen, das Prof. Kaufmann das Urteil des Gerichts in Kattowitz, wodurch das Eigentumsrecht der Oberschlesischen Stickstoffwerke an der Stickstoffabrik für nichtig erklärt wurde, als internationales Unrecht bezeichnet habe. Die polnische Regierung gebe jedoch zu, daß sie unrechtmäßig gehandelt habe, als sie die Oberschlesischen Stickstoffwerke im Jahre 1922 ihres Eigentums beraubt habe, bevor ein befugtes Gericht entschieden habe, daß die Oberschlesischen Stickstoffwerke kein Recht auf die Fabrik hätten. Die polnische Regierung sei daher bereit, den Oberschlesischen Stickstoffwerken eine Vergütung für das erlittene Unrecht seit der Beschlagnahme der Fabrik bis zur Fällung des Urteils durch das polnische Gericht in Kattowitz zu gewähren. Die Plädoyers wurden hiermit beendet. Der Gerichtshof behält sich vor, wegen eventueller Informationen noch einmal an die beiden Parteien heranzutreten.

Trotzki bleibt verbannt

Kowno. Nach Meldungen aus Moskau gedenkt die Zentrale Kontrollkommission der russisch-kommunistischen Partei die Vergeltungsmaßnahmen gegen Trotzki, Sosnowski und Rakowski nicht aufzuheben. Diese Personen hätten sich von ihrem oppositionellen Gedanken nicht losgesagt. Ihre Verbannung von Moskau bleibe bis zum Ende dieses Jahres in Kraft. Trotzki hat alle Angebote auf Friedensschluß seitens der Kalinin-Gruppe abgelehnt.

Russische Verhandlungen mit Tschanghsueliang

Mukden. Am Sonnabend trifft hier der Leiter der fernöstlichen Abteilung des russischen Kommissariats für auswärtige Angelegenheiten, Melnikow, ein, um unter anderem mit Tschanghsueliang über die russischen Interessen in der nördlichen Mandschurei, darunter die Frage der ostchinesischen Eisenbahn zu verhandeln. Der eigentliche Zweck der Reise Melnikows ist jedoch unbekannt, so daß der Besuch hier lebhaft beachtet wird. Von Mukden wird Melnikow nach Schanghai und Nanking weiterreisen, wo er über die Wiedereröffnung der sowjetrussischen Konsulate verhandeln will.

Der Warschauer Friedenskongreß

(Von unserem eigenen Korrespondenten.)

Warschau, 27. Juni 1928.

Der Friedenskongreß, dessen Arbeiten von den Friedensfreunden aus aller Welt mit größtem Interesse verfolgt werden, hat bereits die Annahme zahlreicher wichtiger Resolutionen durchgeführt, die umso bedeutsamer sind, als sie auf Beschluß der Kongreßteilnehmer sämtlichen leitenden Staatsmännern Europas übermittelt werden sollen. Am weitesten fortgeschritten sind die Arbeiten des Hauptausschusses für internationale wirtschaftliche Verständigung. In einem überaus gehaltvollen Referat entwickelte der Franzose Delaisi die wirtschaftlichen Grundlagen des Paneuropa-Gedankens und wies hierbei auf die Gefahren einer Wirtschaftspolitik hin, die nur ein einziges Kontinent berücksichtigen würde. Die Schwierigkeiten einer Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den europäischen Ländern und den Kolonialvölkern dürfen nicht übersehen werden. Umso größere Beachtung müssen daher die Versuche finden, die zur Intensivierung der europäischen Wirtschaftsbeziehungen und des Warenaustausches führen sollen. Zu diesem Zweck soll die Kaufkraft der Agrarländer gehoben und deren Agrarkrisen auf dem Wege internationaler Kredite behoben werden. Gleichzeitig würde damit auch die Arbeitslosigkeit in den Industrieländern gemildert werden. In einer Entschließung fordert der Kongreß den Völkerbund auf, in seiner nächsten Wirtschaftskonferenz derartige internationale Kreditorganisationen für die landwirtschaftlichen Staaten Europas anzuregen. Eine weitere Entschließung fordert die Schaffung eines internationalen Wirtschaftsrats beim Völkerbund nach dem Muster des bestehenden Arbeitsamtes auf. Zweck dieses Rats soll sein, die Folgen der internationalen, rein privaten Unternehmungsverbindungen, die in letzter Zeit entstanden und weiterhin im Entstehen begriffen sind, in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung zu überwachen, da diese Verbindungen — wie Dr. Lewinsohn-Berlin in einem längeren Referat ausführte — nicht als wirtschaftliche Organisationen des Friedens angesehen werden dürfen. In diesem Zusammenhang machte Dr. Lewinsohn auch den vom Kongreß einstimmig angenommenen Vorschlag, den Völkerbund aufzufordern, er solle spätestens binnen 3 Monaten nach Ausbruch irgendeines internationalen wichtigen Wirtschaftskonfliktes eingreifen, um ihn durch Einberufung von Enquete-Kommissionen, Sachverständiger und unparteiischer Schiedsgerichte zu schlichten.

Einen weiteren Antrag brachte im Einvernehmen mit den deutschen Delegierten Professor Tennenbaum-Warschau ein, der einen baldigen Abschluß des deutsch-polnischen Handelsvertrages verlangt und die Regierungen beider Länder zum Beiseitelassen politischer Momente bei den Wirtschaftsverhandlungen auffordert. Hierzu sei bemerkt, daß man bisher auf beiden Seiten auch keinerlei politische Moment berücksichtigte, da beispielsweise die Bedeutung der berüchtigten polnischen Grenzschutzverordnung für Deutschland lediglich wirtschaftlicher Natur ist, während man in Polen fälschlich glaubt, hier politische Momente vermuten zu müssen. Der Antrag Tennenbaums verlangt weiter, daß im Sinne des Gesamtinteresses beider Länder der Abschluß des Handelsvertrages über die Sonderinteressen einzelner Teilgebiete und -Interessen gestellt werden möge, womit speziell der freie Austausch von landwirtschaftlichen als auch industriellen Produkten gemeint ist.

In der Abrüstungskommission, wo sich die Meinungen der einzelnen Delegierten besonders scharf trennen, ist eine Resolution ausgearbeitet worden, die sich mit der Aufforderung an den Völkerbund wendet, die gesamte Abrüstung sofort vornehmen zu lassen. Hervorzuheben verdient, daß die Vertreter Englands und Frankreichs darauf Wert legten, daß die Abrüstung nicht gleichmäßig in allen Ländern vorgenommen werden solle, da beispielsweise Deutschland bereits viel weiter abgerüstet sei, als die übrigen Länder. In den Schlußsitzungen, die am Freitag stattfinden, werden dem Plenum des Kongresses noch weitere Entschließungen über Paneuropa, Kriegswirren in China etc. vorgelegt werden.



Regierungswechsel in Polen

Das Kabinett des Marschalls Pilsudski (im Bilde) ist am 27. Juni zurückgetreten.

Kelloggpakt und Genfer Sicherheits-Beratungen

London. Wie der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph“ meint, könne man von der gegenwärtigen Tagung des Sicherheitsausschusses des Völkerbundes keine bestimmten Ergebnisse erwarten, und nach Ansicht Londoner politischer Kreise, würde es in der Tat nicht ratsam sein, wenn der Sicherheitsausschuß noch vor der Unterzeichnung des Kelloggvertrages ein System ausarbeiten würde, das den Wert der amerikanischen Vorschläge herabmindere. Damit solle jedoch nicht gesagt sein, daß der Ausschuß seine nützlichen Arbeiten einstellen solle.

Im Zusammenhang mit den Arbeiten, mit denen sich der Ausschuß gegenwärtig zu beschäftigen habe, findet der Korrespondent, daß die von Herrn von Simson vorgebrachten deutschen Vorschläge nur Schwierigkeiten enthielten.



Polens neuer Regierungschef

Der bisherige Vizeministerpräsident Bartel, der nach dem Rücktritt Pilsudskis am 27. Juni zum Ministerpräsidenten ernannt wurde und noch am gleichen Tage sein Kabinett gebildet hat.

Eine bemerkenswerte englische Stimme zur Rheinlandfrage

London. Der „Manchester Guardian“ nimmt zu der Unterhauserklärung Chamberlains vom Mittwoch über die Rheinlandfrage Stellung und schreibt, die Erklärung des Außenministers sei hinsichtlich der Bestrebungen des polnischen Außenministers zur Erzielung eines Ost-Locarnos dringend notwendig gewesen. Das Verlangen, das Großbritannien seine Truppen auf deutschem Boden, auf dem Boden einer befreundeten Macht belasse und sich den dauernden bewaffneten Schutz einer aus natürlichen Gründen unbefestigten Grenze, mit der es keine direkten Interessen verbinden, ziehen solle, hätte nicht ernst genommen werden brauchen, wenn dieses Verlangen nicht durch Frankreich unterstützt worden wäre. Chamberlain habe nun wirksam und nachdrücklichst seine Stimme erhoben. Das Blatt schließt, es werde kein Ostlocarno geben. Die britische Regierung werde keine weiteren Garantien übernehmen und —, was Wert sei — sie könne die britischen Truppen aus dem Rheinland zurückziehen, wann immer sie wolle.

Die Nankingregierung löst die ausländischen Selbstverwaltungen auf

Peking. Die Nankingregierung hat die ausländischen Selbstverwaltungen in ganz China aufgelöst. Da sich die Leitung der Selbstverwaltungen der Auflösung widersetzt, hat die Nankingregierung erklärt, daß sie nötigenfalls die Ausländer mit Gewalt aus den Selbstverwaltungen entfernen werde, um diese chinesischen Staatsangehörigen zu übertragen.

Truppenbewegungen an der russisch-finnischen Grenze

Kopenhagen. Wie dem „Berlinske Tidende“ aus Helsingfors gemeldet wird, sind in den letzten Tagen an der karelisch-finnischen Grenze russische Truppen zusammengezogen worden. Die Eisenbahnzüge im russischen Grenzgebiet fahren mit verhängten Fenstern und alle Reisenden werden einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Die finnische Heeresleitung nimmt an, daß es sich nur um ein Manöver handelt, hat aber doch beschlossen, ebenfalls Truppen an der Grenze zusammenzuziehen.

Ernennung eines hohen Kommissars für das Elsaß?

Paris. In den Wandelgängen der Kammer war am Freitag nachmittag das unnachprüfbare Gerücht verbreitet, daß die französische Regierung beabsichtige, für das Elsaß einen hohen Kommissar zu ernennn. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Auslassung des „Intransigeant“, in der es heißt, Poincaree habe anscheinend die Absicht, die in Kolmar Verurteilten am 14. Juli zu begnadigen. Damit wäre der Augenblick gekommen, in Elsaß und Lothringen eine rücksichtsvollere Politik zu treiben, die durch besondere Beamte wahrgenommen und durch einen Mann von Herz und Takt geleitet werden müsse. Wenn es einen solchen Mann gebe, so müsse man ihm freie Hand lassen und die Gewißheit haben, daß man seine Handlungen decken wird. Die Beruhigung der Provinzen sei weniger schwierig als die Stabilisierung des Franken.

Der Blaubart von Marseille

Paris. Die Spalten der französischen Presse sind von Berichten über die Verbrechen des neuen Blaubarts von Marseille angefüllt. Es scheint festzustehen, daß er mindestens sechs Frauen ums Leben brachte, die auf seine Heiratsanzeigen hin mit ihm in Verbindung traten. Eine der Frauen, die mit ihm in Briefwechsel stand, ist nur durch den Zufall und nur durch ihren Aberglauben vor dem schrecklichen Ende der anderen bewahrt geblieben. Es handelt sich um eine Pariserin, die mit dem angeblichen Gaillard in einem Pariser Restaurant eine Zusammenkunft hatte. Der „Heiratslustige“ legte ihr nahe, 20 000 Franken flüssig zu machen, damit sie eine kleine Villa und ein Auto kaufen könnten, und versprach ihr sie nach Tunis zu führen, wo er Geschäfte habe. Auf seinen Vorschlag eingehend, befragte sie eine Kartenlegerin, die ihr aus dem Kaffeesatz von einer Reise über das Meer abriet, da sonst ein Unglück auf sie warte.

Louba der Spieler

Roman von Edgar Wallace.

18)

„Versprechen! — Einem Mann, der so schmutzig ist, daß er dich zum Heiraten zwingt, indem er dir deine Schulden unter die Nase hält! Magst du auch vielerlei von ihm nicht wissen, das wenigstens weißt du, und dennoch willst du ihn heiraten!“

„Ich tue, was ich für das Beste halte, Frank. Ich bin allein für diese Situation verantwortlich und muß nun auch die Konsequenzen tragen,“ erwiderte sie, wobei ihre Stimme zitterte trotz aller Anstrengung, sie zu kontrollieren.

„Das ist dein letztes Wort?“ fragte er. „Es ist aus zwischen uns?“

„Ja,“ sagte sie schwach. „Du wirst vergessen, Frank... in kurzer Zeit, und mit jemand anders glücklich werden. Es ist besser für dich, jetzt eine solche Wunde zu erhalten, wo du noch Zeit hast, dich davon zu erholen, als wenn du ruiniert wärest ohne die Möglichkeit, dich je wieder aufzuraffen.“

Er lachte rauh.

„Es macht ja nicht viel aus, was mit mir passiert, Beryl, wenn ich dich nur von dieser Kreatur befreien kann. Aber du wirst ihn nicht heiraten. Wenn du kein Ende machen willst, dann mache ich ein Ende.“

„Frank, was willst du tun?“ rief sie, indem sie ihm folgte, als er auf die Tür zu ging. „Du wirst doch nicht zu ihm hin wollen? Es hätte gar keinen Zweck. Er wird dich nicht einen Augenblick anhören.“

„Ich gehe hin. Er möchte mich gerne auf den Knien sehen; er würde sich weiden an meinen Bitten um Gnade,... wenn ich es darauf ankommen ließe. Ich weiß das, Beryl. Brauchst nicht zu denken, daß ich viel Worte an ihn verschwenden werde.“

„Ja, aber was kannst du noch tun, Frank?“ Sie fuhr zurück. Ihre starren Augen fielen auf sein weißes Gesicht. „Du willst ihn doch nicht... Du willst ihn doch nicht...“

„Ich will ihn umbringen!“ schrie er heftig. „Ich werde es tun, verlaß dich darauf. Bevor ich zusehe, wie du diesen unsauberen Halunken heiratest, bringe ich ihn um!“

Er verließ das Zimmer mit großen Schritten, während sie dort stehen blieb, die Hände auf den Mund gepreßt, mit fliegendem Atem, und das Schluchzen unterdrückte, das ihr immer wieder in die Kehle steigen wollte.

Sie lief ans Fenster und sah ihn mit starrem Gesicht vorbeigehen.

Sie stürzte aus dem Raum, riß den Hut vom Haken, warf den Mantel über, nahm hastig ein paar Handschuhe an sich und rannte zur Tür hinaus und in der Richtung, die Frank Leamington eingeschlagen hatte.

Als sie sah, daß er in die Nähe von Braymore House gekommen war, verdoppelte sie ihre Eile noch.

„Frank,“ keuchte sie und legte ihm eine Hand auf den Arm. „Geh nicht hin... Du darfst nicht... Ich komme mit, wenn du hingehst.“

„Hab keine Angst,“ sagte er bitter. „Er ist im Moment sicher. Schau!“

Mit einer Kopfbewegung machte er sie auf eine Autodroschke aufmerksam, die gerade vorbeifuhr, und sie erblickte darin die dunklen, groben Gesichtszüge Emil Loubas, der eine Morgenzeitung studierte.

„Soll ich dir ein Taxi nehmen?“ fragte Leamington.

„Nein. Ich gehe. Kommst du nicht zurück mit mir... wenigstens bis zur Tür?“

„Nein, danke. Ich habe etwas zu besorgen... hier herum.“

„Du willst immer noch nach Braymore House?“

„Ich habe etwas dort zu besorgen. Für dich wäre es wohl besser, du gingst zurück. Louba ist sicher nur deshalb ausgefahren, um seine Braut zu besuchen?“

„Oh, Frank...“

Er drückte reuevoll ihren Arm.

„Vergib mir, Beryl. Ich weiß ja, du tust, was du für das Beste hältst. Geh nun. Wir können beide nur so handeln, wie wir es für das Beste halten. Es ist nichts mehr darüber zu sagen.“

Er lüftete den Hut und behielt ihn solange in der Hand, bis sie sich umgewandt hatte und wegging.

Leamington setzte seinen Weg fort und betrat Braymore House, wo er den Hausmeister mit einer angenommenen Art von Leichtigkeit und Heiterkeit begrüßte.

„Guten Morgen! — Immer noch hier also,“ meinte er lächelnd.

„Ja, aber... ah, Herr Leamington!“ rief der Mann.

„Sie kennen mich noch? Ja, es ist schon eine ganze Zeit her, seit ich am Bau dieses Blocks beteiligt war.“

„Ja, die Zeit verfliegt, Herr Leamington.“

„Und Sie haben kein Feuer gehabt, obgleich die Stadt darauf bestand, das Gebäude mit einer Feuertreppe zu verunstalten,“ bemerkte Leamington.

„Glücklicherweise nein,“ lachte der Pförtner. „Sicher ist es eine Schande vom architektonischen Standpunkt aus; aber so eine Feuertreppe kann gelegentlich auch ihr Gutes haben.“

„Sie haben ganz recht. Die Treppe hier ist, ich entsinne mich, ganz besonders gut angelegt. Aus dem Grunde bin ich eigentlich gekommen. Ich baue nämlich eine Treppe ähnlicher Art bei einem Gebäude, das ich gerade in Arbeit habe, und hätte gern gewußt, wie hier die Leitung gelegt ist. Können Sie es mir zeigen?“

„Gewiß doch, Herr Leamington. Sie wissen doch, wie die Einbrechervorrichtung funktioniert?“

„Ja, ich weiß. Die Klingel tritt in Tätigkeit, wenn jemand die Leiter herunterzieht, um zur ersten Plattform der Nottreppe hinaufzukommen. Können Sie mir zeigen, wo die Drähte festgemacht sind?“

„Kommen Sie mit, mein Herr.“

Der Portier war stolz darauf, mit dem anerkannten jungen Architekten sich unterhalten zu können; er war bereit, alles, was er wußte, zu erklären, und alles zu tun, um ihm gefällig zu sein.

„Die Vorrichtung ist wohl ganz in Ordnung?“ fragte Leamington.

„O ja, ich überprüfe sie jede Woche.“

„Würde es Umstände machen, wenn Sie sie jetzt einmal überprüften? Tun Sie es nicht, falls es Ihnen Unbequemlichkeit bereitet, nur hätte ich gern...“

„Gar keine Unbequemlichkeit, Herr Leamington. Ich werde einmal das Warnungssignal geben... falls Sie warten wollen.“

„Schön. Es ist sehr nett von Ihnen.“

Er nahm eine Drahtschere aus der Tasche und wartete gespannt, bis das Signal ertönte. Es schien eine lange Zeit zu dauern, und schon sammelte sich infolge der Aufregung Feuchtigkeit unter seinem Haar an, da läutete es endlich heftig. Er fuhr zusammen, wartete starr einige Augenblicke, um sicher zu sein, daß der Hausmeister die Probe nicht noch einmal wiederholte, dann schnitt er schnell den Draht durch und steckte die Schere in die Tasche zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntag, den 1. Juli 1928

Polnisch-Schlesien

Eine Konferenz, die übersehen wurde

In Kattowitz tagte eine Parteikonferenz der N. P. R., auf der sehr große Töne angeschlagen wurden und die beinahe von allen übersehen worden wäre. Dabei handelt es sich doch um eine Partei, die von allen polnischen Parteien die meisten Abgeordneten bei den letzten Sejm- und Senatswahlen durchdrücken konnte. Neben Herrn Grajek im Senat, sitzen im Warschauer Sejm vier N. P. R.-Abgeordnete aus der schlesischen Wojewodschaft. Wie kann man also den Parteitag einer solchen „großen“ und „einflußreichen“ Partei übersehen? Das wäre ja direkt unverzeihlich gewesen. Dabei war die Konferenz sehr laut gewesen, daß man sie selbst in den entlegenen Gemeinden des engeren schlesischen Industriegebietes gehört hat. Man will nicht mehr länger die „konservierte Leiche“ spielen, wie sich der Redakteur von dem N. P. R.-Organ „Slonski Glos Porannу“, ausdrückte, sondern will eine „Politik der Tat“ betreiben. Wie diese „Politik der Tat“ ausschauen soll, wurde zwar nicht gesagt. Der Linkskurs behagt der schlesischen N. P. R. nicht mehr und die Partei will von links ganz abrücken und eine „Rechtspolitik“ versuchen. Diese Quatscherei mutet sehr sonderbar an, wenn man bedenkt, daß die Partei lediglich eine Futterkrippenpolitik treibt und sich dabei durch nichts beirren läßt. Sie achtete lediglich darauf, wer mehr gibt, die Linke oder die Rechte. Die Kommunalwahlen hat sie mit Korfanty gegen die Sanacja Moralna durchgeführt, weil Korfanty damals noch leistungsfähig war und die ausgehungerten N. P. R.-Leute aushalten konnte. Nachdem aber das politische Oppositionsleben Herrn Korfanty materiell erschöpfte, rückte die N. P. R. von ihm ab und fand Dumme im Lager der „Sanacja Moralna“, die sich fappen ließen und der N. P. R. zu Mandaten und Geld verholfen hatten. Heute sieht bereits die „Sanacja Moralna“ ein, daß sie ihre politische Unerfahrenheit zu teuer bezahlt hat, aber es läßt sich nichts mehr ändern. Sie ist jedoch durch den Schaden klug geworden und hat bereits der N. P. R. einen Fußtritt versetzt und zwar einen solchen, daß sie sich politisch ganz umorientieren u. von einer Linkspartei eine Rechtspartei werden will. Also die politische Heuschrecke in Schlesien — denn als solche ist die N. P. R. zu werten — hat alles was irgend welchen Wert präsentierte, benagt und vernichtet und nachdem sie als „Linkspartei“ gänzlich abgewirtschaftet hat, will sie sich nach rechts hinüberschwingen. Nach dem schrecklichen Fußtritt, den sie eben von der Sanacja erhalten habe, ist diese Kursrichtung nur zu begreiflich. Dem Anschein nach wird sich die Sanacja zum zweitenmal nicht mehr hereinlegen lassen und der N. P. R. weder materiell noch sonst irgendwie helfen wollen.

Der Ruck nach rechts ist als eine Verbeugung vor Korfanty anzusehen. Damit er aber an die Aufrichtigkeit dieser Verbeugung glaubt, wird selbst der Name der Partei geändert. Einen diesbezüglichen Beschluß hat die Konferenz gefaßt. Freilich hat sie die neue Firma noch nicht bekannt gegeben, sondern nur eine Kommission gewählt, die zuerst nach einem richtigen Namen suchen wird, auf den selbst Korfanty hereinfalle.

Der Ruck nach rechts, die bevorstehende Firmaänderung und die geheimnisvolle Mienen, die darauf hindeuten, daß die N. P. R. nicht abgeneigt wäre, eventuell die polnische Berufsvereinigung mit den polnischen christlichen Gewerkschaften unter Korfanty zu vereinigen, das ist das Ergebnis der N. P. R.-Konferenz. Wenn auch die beiden polnischen Gewerkschaften fast ohne Mitglieder bestehen, so ist der Gedanke über die Verschmelzung der polnischen Berufsvereinigung mit den Korfanty-Christen für diesen sehr verlockend und für die Sanacja Moralna ein unerwarteter Hieb, dem für jeden Preis ausgewichen werden muß, koste es, was es wolle. Das Spiel der politischen Heuschrecken ist also durchsichtig. Obwohl sie sich bis jetzt nirgends festgelegt haben und auch die Konferenz der N. P. R. keine endgültigen Beschlüsse faßte, sondern die Fragen nur angeschnitten hatte und dem Vorstande, beziehungsweise den Kommissionen zur Erwägung überwies, hat diese politische Mimik ihre Wirkung nicht verfehlt. Die Partei der politischen Postenjäger versteht das Geschäft wie kaum eine andere und ist darin bereits spezialisiert. Durch diese Beschlüsse der Konferenz hat sie sich den Weg zu Korfanty geebnet, aber sie hofft im Stillen, daß die Sanacja Moralna sie nicht gehen läßt, sondern ihr 8 bis 10 Mandate für den schlesischen Sejm anbietet, damit sie ja nicht zu ihm hinüberschwenkt. Das ist die „höhere Politik“ der N. P. R., die der Posten- und Mandatjäger. Man kann da mit Recht ausrufen: Achtung! Dumme werden gesucht! — — —

Die Bismarckhütte sperrt aus!

Die Ueberleitungspolitik des Demobilmachungskommissars Galot, hat sich festgerannt. Deswegen steigert sich die Ungeduld der noch nicht berücksichtigten Betriebe vor allem der Walzwerke, die an letzter Stelle stehen. Seitens der Betriebsräte ist nun bereits eine Aktion zur Wiedergewinnung des Achtstundentages eingeleitet worden, die anerkennenderweise mit friedlichen Mitteln zum Ziele strebt.

Am Donnerstag ist jedoch den Belegschaften der Grobstrecke in der Bismarckhütte und dem Rohrwalzwerk der Geduldsfaden gerissen. Sie haben ohne auf eine diesbezügliche Bekanntmachung der Regierung zu warten, selbst den Achtstundentag eingeführt und verließen um 2 Uhr nachmittags die Arbeitsstätte. Die gleichfalls selbständig um 2 Uhr zur Schicht erschienene Ablösungsbelegschaft wurde von der Direktion nicht mehr zur Arbeit zugelassen und nach Hause geschickt. Somit hat die Verwaltung wiederum das Mittel der Aussperrung benutzt, um sich vor dem Achtstundentag zu wehren. Durch Anschlag verkündet sie nun, daß nur alle diejenigen zur Arbeitsstelle zugelassen werden, die gewillt sind weiterhin in 12stündiger Schicht zu arbeiten.

Mit dieser Aktion scheint die spontane Bewegung der betrogenen Belegschaften, denen man seitens des Herrn Kommissars so viel billige Versprechungen gemacht hatte, in ein vielversprechendes Anfangsstadium geraten zu sein. Herr Galot wird sich daher nicht beklagen können, hat er doch schon vor der Wahl auf dem bewußten Betriebsrätekongreß in Königshütte selbst erklärt, daß der mangelnde Zusammenhalt der hiesigen Arbeiterschaft seine Bemühungen um den Achtstundentag hemme. Jetzt, nachdem nun die Belegschaften beginnen, seine Bemühungen tatkräftig zu unterstützen, kann er seine Versprechungen rascher in die Tat umsetzen. Wir wünschen ihm dabei baldigen durchschlagenden Erfolg und daß es ihm auch gelingen möge die schneidige Verwaltung der Bismarckhütte endlich zur Vernunft zu bringen.

Eine Riesen-Zollhinterziehungsaffäre

Beuthener Firmeninhaber vor Gericht — Was und wie geschmuggelt wird — Ueber eine Million Gesamtstrafe

Kattowitz, den 30. Juni 28.

Wieder einmal beschäftigte sich die Kattowitzer Zollstrafkammer mit einer großen Zollhinterziehungsaffäre, welche noch in das Jahr 1924 hineinspielt. Die polnische Zollbehörde ermittelte s. Zt., daß seitens der Firma „Silesia“ in Beuthen große Mengen verzollbarer Waren und Artikel von Deutschland nach Polen geschmuggelt wurden. Da verschiedene Zoll- und Eisenbahnbeamten sowohl auf polnischem, als auch auf deutschem Gebiet für diese gewinnbringende Transaktion gewonnen wurden, konnte der Warenschmuggel waggonweise und zwar durch Umleitung und Umgehung der Zollstation in Chorzow bewerkstelligt werden. — Bei Aufdeckung dieser Affäre wurde ein Teil der beteiligten Personen festgenommen, während es verschiedenen Mithelfern gelang, über die Grenze zu entkommen.

Am Donnerstag wurde in Abwesenheit lediglich gegen diejenigen Angeklagten verhandelt, welche über die Grenze entflohen bezw. dort wohnhaft sind. Dagegen erfolgte bereits die Aburteilung der damals festgenommenen Personen vor einiger Zeit durch das Königshütter Gericht.

Zu verantworten hatten sich diesmal folgende Angeklagte: Die beiden Teilhaber der Beuthener Firma „Silesia“ Kurt Schubert und Roman Jokiel, ferner der Zolldeklarant August Kolodziej von der Kleophasgrube und die Kaufleute Bernhard Lisok und Heinrich Süschko. In dem vorliegenden Falle handelte es sich um konfiszierte Warenmengen, welche am 26. 6. 1924 auf der Güterstation in Bismarckhütte in dem Waggon Nr. 13 415 vorgefunden wurden. Die Zolldeklaration lautete auf Baumwollartikel.

Es stellte sich heraus, daß neben den Baumwollwaren, eine Menge Chemikalien, Glaswaren verschiedener Art und andere begehrenswerte Artikel im Waggon lagerten. Sogar ein Faß mit Rum ist vorgefunden worden.

Die beiden angeklagten Firmenteilnehmer wurden von dem Advokaten Kaminski, die weiteren Beklagten von dem Gerichts-Applikanten Synwadzki verteidigt. Anklagevertreter bezw. Ankläger waren Unterstaatsanwalt Michalek und der Vertreter der Zolldirektion, Direktor Szokalski. Drei Sachverständige waren geladen, darunter der Abteilungsleiter der Zolldirektion, Milewski.

Nach langer Verhandlungsdauer wurde abends nach 6 Uhr das Urteil bekannt gegeben. **Das Strafausmaß betrug für Kurt Schubert, Roman Jokiel und August Kolodziej je 349 010 Zloty oder je 1½ Jahre Gefängnis, sowie weitere je 6 Monate Gefängnis. Die weiteren Angeklagten sind freigesprochen worden. Aufrechterhalten wird die Konfiskation der Waren.**

Eine unglaubliche Köpenickiade

Ein falscher „Inspektor“ der staatl. Forsten amtiert 2 Wochen, entläßt alte Beamte und stellt neue ein

Ein unglaublicher Fall, der die Tat des seligen Hauptmanns von Köpenick in den Schatten stellt, hat sich dieser Tage in Warschau abgespielt.

Im Landwirtschaftsministerium in der Senatorska 15 erschien ein Herr mit einer Mappe unter dem Arme, der sich den Portiers als Inspektor der staatlichen Forsten des Kreises Lubomla in Wolhynien ausgab und erklärte, er habe vorübergehend in Warschau zu amtieren. Die hilfsbeflissenen Amtsdiener spritzten amtseifrig herbei und richteten dem Herrn Inspektor, dem man leider kein eigenes Büro zur Verfügung stellen konnte, für seine „vorübergehende“ Tätigkeit ein Büro in der poczekalnia (Warteraum) ein. Man stellte hier einen Tisch auf, setzte davor einen Stuhl, schleifte sogar irgendwoher eine Schreibmaschine herbei, und das Büro war fertig.

Der Pan radca hatte natürlich furchtbar viel zu tun, tippte den ganzen Tag Briefe und zwar eigenartigerweise in höchsteigener Person, drückte darauf seine eigenen Stempel und expedierte sie. Manchmal gelang es einem neugierigen Amtsdiener, heimlich einen Blick in die Korrespondenz des Herrn Rats zu werfen und man las ehrfurchtserbebend und an das eigene Los denkend, daß er irgend einem Forstbeamten in Wolhynien eine Belobigung ausgesprochen hatte, daß er mit gleicher Post aber einem anderen Beamten „eins schwer reinwürgte“ und daß er sogar einen weiteren Beamten, wie es beispielsweise dem Beamten Lukaszewicz passierte, des Amtes enthob.

Weiß der Kuckuck, wie es geschah, eines Tages lief durch Warschau die Parole, daß im Landwirtschaftsministerium ein Inspektor vorübergehend amtiere und ein neues Personal für die wolhynischen Waldungen zusammenstelle. In Massen strömten arbeitslose Interessenten herbei, die nach einem Obolus beim Portier zum Herrn radca geführt wurden. Dieser prüfte die Gesuche und Zeugnisse und kam bisweilen sogar aus seiner Ruhe, wenn die Stempelmarken in Höhe von 4 Zloty fehlten. Wie beim Wunderdoktor Schäfer Ast kamen die Klienten sogar aus der fernsten Provinz an, um die Hilfe des Herrn radca in Anspruch zu nehmen. Jeder mußte zugeben, daß er sein Amt gut ausführte, die Gesuchsteller in kürzester Zeit benachrichtigte, und ihnen die Dokumente zurückschickte; dies sogar, damit durch die Post nichts verloren gehe, durch die Polizei. Er ging hierbei ans Telephon, ließ sich mit einem Kommissariat verbinden, erklärte: „Tu mówi radca Osłowski“ (Hier spricht der Rat Osłowski) und schon war im Handumdrehen ein vor ihm strammstehender Schutzmann da, dem er die Korrespondenz zur persönlichen Aushändigung an den Adressanten übergab. Eines Tages erschien auf Anruf der posterunkowy des 12. Kommissariats, Dronzek. Diesem fiel es nun auf, was wochenlang niemand im Ministerium bemerkt hatte, daß der Herr radca erstens ausgerechnet in der poczekalnia amtiere, zweitens, daß er, der radca, seine Briefe selber tippe und drittens, daß er die Post durch die Polizei expediere. Nachdem der Polizeibeamte vom Herrn Rat einen Brief für einen Herrn Stanislaw Sikorski (Dluga 23) in Empfang genommen hatte, ging er zum Kommissar, dem er seine Bedenken unterbreitete. Diesem kam der Fall nicht ganz koscher vor und man begab sich zum Landwirtschaftsministerium, wo man am Montag den Herrn radca trotz aller entrüsteten Proteste verhaftete, da er sich weder als Forstrat noch als Inspektor zum Erstaunen aller einst so diensteifrigen Amtsdiener ausweisen konnte. Der Verhaftete entpuppte sich nun als ein gewisser Teodor Kalksztayn-Osłowski (Warschau, Dluga 50), der vor 2 Monaten aus seiner Stellung als simpler Waldläufer in der Försterei Lubomla entlassen wurde. Er ist Epileptiker mit leichter Geistesstörung, hat es aber trotz letzterer glänzend verstanden, zwei Wochen lang sogar im Ministerium die Welt an der Nase herumzuführen.

Schlichtungsausschuß für Eisenhütten vertagt

Der, wie bereits gemeldet, am Sonnabend, den 30. d. Mts. zu tagende Schlichtungsausschuß ist erneut um 1 Woche und zwar auf Sonnabend, den 7. Juli d. Js., vormittags 10 Uhr, vertagt worden. Die Gründe für die Vertagung rühren hauptsächlich von der Arbeitgeberseite her. Die Arbeitgeber haben erklärt, daß ihre Beisitzer am Sonnabend zum Teil in Warschau, zum Teil noch wo anders verreist sind und deswegen kann die Sitzung nicht abgehalten werden.

Aus gut informierten Kreisen haben wir jedoch erfahren, daß andere Beweggründe die Arbeitgeber veranlassen, ihre Beisitzer für Sonnabend, den 30. d. Mts. verreisen zu lassen. Die Arbeitgeber wollee am 3. Juli in Warschau beim Ministerium konferieren und wollen besonders die Lohn- und Arbeitsfrage in Grund und Boten treten. Aus diesem Grunde wollen sie Zeit gewinnen und glauben, daß nach ihrer Warschauer Reise die Regierung die hiesigen Behörden zugunsten der Arbeitgeber informiert. Von Arbeitnehmerseite wird notwendig sein, diesen Quertreibereien einen Riegel vorzuschieben. So wie wir von gewerkschaftlicher Seite informiert sind, spricht die Vertagung weniger zugunsten der Arbeitgeber, mehr dagegen zugunsten der Arbeitnehmer.

Die Lohnerhöhung im Bergbau abgelehnt

Die am Donnerstag stattgefundenen Lohnverhandlungen nahmen einen Verlauf, wie vorauszusehen war. Von den Arbeitgebern wurde die geforderte Lohnzulage glatt abgelehnt.

Die Notierung der Unterhaltskosten

Seitdem die Brotpreise von 34 auf 48 Groschen für ein Pfund Brot in die Höhe gestiegen sind, wurde die Notierung der Unterhaltskosten durch die paritätischen Kommissionen nicht mehr veröffentlicht und die „Pat“, die sonst jede Kleinigkeit in die Welt drahtet, schwieg sich über die anziehende Teuerung aus. Die ganze Tätigkeit dieser paritätischen Kommissionen war gleich von Anbeginn nicht einwandfrei gewesen und wir nahmen wiederholt Anlaß, diese Tätigkeit, die zum Nachteile der Arbeiterschaft ausgeübt wurde, festzunageln. Nun kam es in der letzten Zeit zu demonstrativen Protestkundgebungen vor dem Zentralnotierungsamte in Warschau, die von den dortigen Gewerkschaften eingeleitet wurden. Die Gewerkschaften erklärten den Boykott gegen diese Notierungskommissionen und legten die Praktiken dieser Kommissionen vor aller Augen bloß. Wir erfahren da schöne Sachen, die wirklich verdienen angenagelt zu werden. Ursprünglich, als diese Notierungskommissionen eingesetzt wurden, haben sie die täglichen Bedürfnisse einer fünfköpfigen Familie an Nahrungsmittel, Kleidung, Wohnung, Licht und Beheizung richtig notiert wie es sich gehört. Was Lebensmittel anbelangt, wurden qualitativ die besten ausgesucht und obwohl ziemlich knapp bemessen, konnte man sich dagegen kaum beschweren, weil nach ärztlicher Vorschrift dieses Quantum genügen mußte. Als aber die Teuerung in Polen einsetzte, da war immer etwas an den Notierungen auszusetzen und neben den Quantitäten wurden vor allem die Qualitäten in Mitleidenschaft gezogen. Anfangs war die Rede von der guten Brotqualität gewesen, allmählich wurde das Brot immer dunkler bis man beim Schwarzbrot anlangte. Mit Graupen verhielt sich die Sache genau so. Anfangs wurden nur die besten Sorten von Graupe verwendet, langsam kam man aber an das schlechteste Zeug heran und anstatt Graupe wurde Ausschuß berechnet. Beim Fleisch war dieselbe Leier und beim Fett auch. Selbstverständlich waren diese minderwertigen Lebensmittel dementsprechend billiger und damit wollte man amtlich durch statistische Nachweise die Teuerung vertuschen und dem Volke einreden, daß die Lebensunterhaltskosten nur mäßig gestiegen sind. Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis erbricht! und heute wissen wir bereits, was die amtlichen Nachweise wert sind.

Bezirkskonferenz der Freidenker

Am Sontag, den 24. Juni d. J. fand im Dom Ludowy in Königshütte eine Bezirkskonferenz der oberschlesischen Freidenker statt. Um 11 Uhr eröffnete der 1. Bezirksleiter dieselbe. Vertreten waren sämtliche Ortsgruppen. Die Tagesordnung war folgende: 1. Berichte der Ortsgruppen, 2. Verlesen des Protokolls, 3. Bericht vom internationalen Freidenkerkongreß in Köln, 4. Referat, 5. Bericht der Bezirksleitung, 6. Anträge und Verschiedenes. Vor Eingang in die Tagesordnung ehrte man die Opfer vom 1. Mai in Warschau durch Aufstehen von den Plätzen. Im 1. Punkte konnte man die neugegründete Ortsgruppe von Janow begrüßen. Im 3. Punkte gab ein Mitarbeiter der Mysl einen kurzen Ueberblick über den Kölner Kongreß, worauf er im 4. Punkt das Wort zum Referat auf das Thema: „Die gegenwärtige Situation“ ergriff. Weiterhin beschloß man eine Revision der Mitgliedsbücher durch die Gruppenleiter vorzunehmen. Einstimmig wurde nachstehende Resolution angenommen:

„Die Konferenz der Freidenker vom 24. Juni d. J. stellt fest, daß die allgemeine Attacke der Bourgeoisie auf die arbeitenden

Massen sich unter anderem auch im Anwachsen des Klerikalismus auswirkt, welchen sich der Faschismus als Werkzeug zum Erdrücken der Arbeiterbewegung ausgesucht hat. Die Konferenz fordert alle Ortsgruppen zur Aufnahme des energischen Kampfes gegen den Klerikalismus auf, empfiehlt ihnen zu diesem Zweck die Veranstaltung von öffentlichen Versammlungen und Vorlesungen und im Falle der Möglichkeit auch öffentliche antiklerikale Manifestationen.

Weiter protestiert sie gegen das Vorgehen der Behörden, welches die Mitglieder des Freidenkervereins terrorisiert. So geschehen in Katowice, wo dem Genossen Karmainski wegen Ablehnung der religiösen Schwurformel 14 Tage Arrest zudiktiert wurden. Die Konferenz fordert auch den kostenlosen Kirchenaustritt."

Mit dem Absingen der Internationale wurde um 3½ Uhr die Konferenz geschlossen.

Kattowitz und Umgebung

Die neuen städtischen Kleingärten.

Anschließend an die Umgehungsbahn an der verlängerten ulica Raciborska in Kattowitz sind vom Magistrat in Kattowitz, wie schon kurz berichtet, 175 Kleingärten angelegt worden. Diese Schrebergärten werden an die Bürgerschaft unter sehr günstigen Bedingungen abgegeben. Der Boden ist für Kleingartengewächse außerordentlich gut geeignet, was am besten aus der günstigen Entwicklung der bereits angelegten Gärten zu ersehen ist. Bisher sind 35 Gärten verpachtet worden, während weitere 140 Schrebergärten auf dem gleichen Gelände für die 170 Mieter der neuen städtischen Wohnhäuser (neuer Häuserblock) an der ulica Raciborska, die nur 200 Meter von der neuen städtischen Kleingartenkolonie entfernt liegen, reserviert worden sind. Die Tatsache, diese Kleingärten in nächster Nähe unter den günstigsten Bedingungen ausnutzen zu können, ist in hygienischer Hinsicht als ein geradezu idealer Zustand zu bezeichnen. Eine ganze Anzahl neuer Lauben sind im Bau. Durch gute Form und wirkungsvolle Farbe schmücken die Gartenhäuser diese Kolonie. Die Pächter erhalten kostenlos leihweise gutes Pflanzenmaterial. Weiterhin werden ohne Entgelt Skizzen für gute Gartenlauben zur Verfügung gestellt. Die Beratung beim Ausbau dieser Kleingärten erfolgt selbstverständlich ebenfalls kostenlos. In den letzten Tagen sind die Arbeiten in dieser Kleingartenkolonie durch den Magistrat wesentlich gefördert worden. U. a. wurden 4 große Kinderspielplätze eingerichtet, auf denen in kurzer Zeit Schaukeln, Wippen, Sandkästen usw. zur Aufstellung gelangen. Mit der Verlegung der Wasserleitung und Herstellung von Zapfstellen wird in nächster Zeit begonnen. Die Kosten sollen etwa 10 000 Zloty betragen. Ausgeführt werden die erforderlichen Arbeiten durch das städtische Betriebsamt im Einvernehmen mit der städt. Gartenverwaltung. Die neue Kolonie ist als ein Musterbeispiel sozialer kommunaler Aufbauarbeit zu bezeichnen. Selbstverständlich macht der Magistrat bei der Auswahl der Gartenpächter weder in parteipolitischer noch sonst irgend einer Hinsicht irgendwelche Unterschiede. Jeder ansässige Bürger und Gartenfreund, der die Bedingungen des Magistrats anerkennt und bereit ist, mit den anderen Schrebergärtnern in ein erträgliches Einvernehmen zu treten, kann jederzeit einen Pachtgarten erwerben.

Zum Bau der 11 Beamtenhäuser. An der ulica Kosciuszki und Polna in Kattowitz, sollen bekanntlich 11 Beamtenhäuser durch die Versicherungsanstalt in Königshütte errichtet werden. Der „Zaklad Ubezpieczen" (Versicherungsanstalt) in Königshütte schreibt nunmehr den Bau dieser Beamtenhäuser aus. Die für die Offertenabgabe notwendigen Unterlagen und Bedingungen können gegen Erstattung der Unkosten mi Büro des „Zaklad Ubezpieczen Pracownikow Umyslowych" in Königshütte, ulica Dabrowskiego, abgeholt werden. Zugleich werden dort Informationen über den Bau der Häuser erteilt. Der Termin zur Einreichung der Offerten läuft mit dem 5. Juli d. Js. ab, an welchem um 12 Uhr die Oeffnung derselben erfolgt. Die Offerten sind in mit Stempel versehenen Briefumschlägen mit der Aufschrift „Offerte für den Bau von Beamtenhäusern, (Oferta na budowa domow urzedniczych), zugleich unter Beifügung einer Bescheinigung der Kasse der Versicherungsanstalt, über eine eingezahlte Kautionssumme in Höhe von 5 Prozent der Offertensumme, einzureichen.

Straßensperre und Verkehrsumleitung. Mit den Pflasterungsarbeiten auf der ulica Juljusza (Charlottenstraße) in Kattowitz auf dem Abschnitt ulica Kosciuszki (Beatestraße) und ulica Wita Stwosza (Dürerstraße) ist inzwischen begonnen worden. Diese Arbeiten wurden der Firma Dymaczewski übertragen. Zur Ausführung gelangen Pflasterungen in Zementverguß. Zu gleicher Zeit werden die Bürgersteige hergestellt. Infolge Vornahme dieser Straßenbauarbeiten wird der Straßenzug auf diesem Teil für den Auto- und Fuhrwerksverkehr ab Montag, den 2. Juli d. Js. gesperrt. Die Umleitung erfolgt durch die ulica Powstancow (Bernhardstraße) bezw am Plac Miarki (Blücherplatz).

Königshütte und Umgebung

Frauen als Käufer...

Es ist eine Binsenweisheit, daß die Frau am meisten Geld unter die Leute bringt, das heißt, kauft. Und weil das so ist, ist es wahrhaftig notwendig, daß wir uns einmal angucken, auf welche Art wir kaufen, — von dem was, erst gar nicht zu reden.

Zunächst also suchen wir natürlich dort zu kaufen, wo es „billig" ist, und dabei passiert es uns, daß wir die Preiswürdigkeit der Waren überschätzen. Es ist zwar billig, aber die Ware ist auch entsprechend minderwertig. Es gibt eben wenig Geschäfte, die für verhältnismäßig wenig Geld gute Ware liefern. Aus diesem Grunde sollten wir jedes Angebot unter dem Normalpreis doppelt auf seine Qualität prüfen. — Dann: wir kaufen eine bestimmte Margarinesorte, weil der Fabrikant uns, wenn wir ¼ Zentner seiner Margarine gekauft haben, zur Belohnung ein Besteck dafür gibt und berechnen nicht, daß wir natürlich das Besteck in dem Margarinepreis mitbezahlen müssen, denn würde der Fabrikant das Besteck nicht zugeben, so könnte er entweder bessere oder billigere Margarine liefern. Wir aber könnten uns das Besteck selber zulegen, denn wir könnten um soviel sparsamer einkaufen, als den Fabrikanten das Besteck kostet. Aber der Fabrikant weiß ganz genau, daß wir, um zu dem versprochenen Besteck zu kommen, erstens immer nur seine Sorte kaufen werden, und daß wir zweitens, um schneller dazu zu kommen, doch mal ½ Pfund mehr holen, als wir sonst davon gekauft hätten. Und so ist es natürlich, nicht nur mit Margarine, sondern mit vielen andern Fabrikaten auch. Wir kaufen bestimmte Marken Haferflocken oder Tee, nicht weil sie gut sind, sondern weil der eine Fabrikant uns für soundsoviele große Pakete Haferflocken eine Tafel Schokolade, der andre, ich weiß nicht für wieviel Pfunde Tee eine chinesische Kanne „schenkt". Die Liste dieser „Zugaben" ließe sich noch eine ganze Weile fortführen.

Wir kaufen bei dem einen Kaufmann, weil er uns 1½ Prozent Rabatt gewährt, und bei dem andern, weil wir Sonnabends ein paar Bonbons oder ein Päckchen Vanillezucker „zubekommen".

So kurzsichtig sind wir, nicht einzusehen, daß das doch alles nur Manöverchen sind, um Kunden zu fangen, daß der Kaufmann gar nicht daran denkt, uns etwas zu schenken. Selbst die Sache mit den Rabattmarken ist windig. Wir bekommen vom Krämer 1½ Prozent Rabatt, er selber bekommt aber, wenn er bar einkauft, 2 bis 5 Prozent, also verdient er wieder.

Wir Frauen müssen aber irgendwie mit den Fabrikanten und den Krämern fertig werden, zumal besonders deswegen, weil wir proletarische Frauen sind, die am meisten für diese beiden zu bluten haben. Wir müssen unsre Schwäche für Rabattmarken und Teekannen überwinden und endlich die große Verantwortung erkennen, die auf uns liegt, indem wir die Löhne unsrer Männer und unsre eignen in Ware umsetzen. Diese Erkenntnis sollte uns zwingen, nur wirklich vollwertige Dinge zu kaufen, ohne Rücksicht auf eventuelle Zugaben. Es ist uns ja so leicht gemacht worden, wirklich gut und billig zu kaufen: in den Konsumvereinen der Arbeiterschaft. Da wird allerdings nicht zugegeben, aber wir werden nicht übervorteilt, sind am Geschäftsbeginn beteiligt und haben im Verwaltungskörper der Genossenschaft mitzubestimmen. Es sollte uns deswegen ebenso wichtig sein, Mitglied im Arbeiterkonsum zu werden, wie es uns wichtig ist, parteipolitisch und gewerkschaftlich organisiert zu sein. Wir dürfen nie vergessen, daß die Konsumvereine der Arbeiterschaft eine unentbehrliche Waffe im Klassenkampf sind.

Aenderung des Autobusverkehrs. Infolge Reparatur der Chorzower Chaussee wurde der Verkehr der Kleinbahnautobusse die in Richtung Kattowitz über Chorzow—Siemianowitz fuhren, umgelegt, so daß jetzt die Route über Zalenze—Bismarckhütte geht. Nach Fertigstellung der Reparaturarbeiten erfolgt die Umleitung auf die alte Strecke. Die neuen Haltestellen befinden sich am Bahnhof Bismarckhütte und Königshütüte Ring.

Darlehen für Häuserreparaturen. Die Stadtsparkasse verfügt über genügend Geldmittel, die sie als Darlehen vergeben kann. In Fällen der Gewährung von Darlehen müssen hypothekarische Sicherungen geleistet werden. In erster Linie werden bei Vergebung von Darlehen diejenigen Hausbesitzer, deren Häuser der Instandsetzung bedürfen, berücksichtigt. Die betreffenden Hausbesitzer mögen von dem Angebot Gebrauch machen.

Sie wollen ausfliegen... In der jetzigen warmen Jahreszeit versuchen die im Obdachlosenheim untergebrachten Personen wieder auszufliegen und an ihre früheren Nächtigungsplätze auf den Halden zurückzukehren. Die Stadtverwaltung bemüht sich, diese verwahrlosten Teil der menschlichen Gesellschaft durch leichtere Beschäftigung an einen geordneten Lebenswandel zu gewöhnen. Es wäre auch erwünscht, wenn seitens des Publikums Bücher, gebrauchte Gesellschaftsspiele usw. im Obdachlosenheim abgegeben würden, damit die Insassen auch während der freien Zeit Ablenkung erhalten und nicht wieder in ihre alten Fehler zurückfallen.

Aus Chorzow. (Neuregelung der Schankkonzessionen). Die Gemeindeverwaltung hat ein neues Statut betr. Uebergang und Erneuerung der Schankkonzessionen und der hierfür jeweilig zu zahlenden Gebühren ausgearbeitet. Demnach werden in Zukunft in der Regel neue Konzessionen nicht mehr erteilt. Sollte sich jedoch in dringenden Ausnahmefällen die Notwendigkeit für eine Vergebung herausstellen, so wird dieselbe von der Erlegung fester Gebührensätze in die Gemeindekasse abhängig gemacht. Diese ermäßigen sich beim Erwerb der Konzession jeweilig unter Berücksichtigung der bisherigen Ausübung des Schankgewerbes und insbesondere für Familienmitglieder, wobei Witwen gebührenfrei ausgehen sollen. Die Ausarbeitung und die Beschlußfassung dieses Statuts war um so notwendiger, als die meisten anderen Gemeinden bereits lange nach diesem Muster arbeiten. Die Gemeinde Chorzow hat infolgedessen in den letzten Zeiten ganz beträchtliche Ausfälle an entgangenen Konzessionsgebühren gehabt.

Siemianowitz

Autoausflug der „Freien Sänger". Am Sonntag, den 1. Juli, unternehmen die „Freien Sänger" einen Autoausflug nach Bad Goczalkowitz. Um 1 Uhr daselbst Wanderversammlung. Sammeln um 4 Uhr früh morgens an der Bergverwaltung Laurahütte. Mitglieder der freien Bewegung und auswärtige Sänger können ebenfalls daran teilnehmen, soweit Platz vorhanden ist. Für Auswärtige um 5 Uhr früh vom Ring Kattowitz.

Auf den Schuß geraten ist der Häuer L. von der Hüttenstraße, beschäftigt auf Ficinusschacht. Er verlor ein Auge und die linke Hand.

Uebung der Sanitätskolonne. Sonntag, den 1. Juli, nachmittags, hält die Sanitätskolonne von Siemianowitz und eingeladenen Vereine, eine große Rettungsübung auf dem Hüttenteiche ab. Gedacht ist die Uebung als Rettungsaktion bei Ueberschwemmung und Sturm.

Myslowitz

Kinos und Kinosteuer.

In Myslowitz haben wir zwei Kinos, das eine am Markte, das andere in der Plesserstraße. Beide gehören demselben Besitzer, einem gewissen Herrn Kiedron aus Teschen-Schlesien. Was die Kinos einbringen, das entzieht sich unserer Kenntnis, weil Herr Kiedron sich schön hüten wird, dies öffentlich auszusprechen. In der letzten Stadtverordnetensitzung hat sich anläßlich der Herabsetzung der Kinosteuer der Stadtradca Kosak für den Kinobesitzer sehr warm, ja viel zu warm eingesetzt, daß das direkt auffallend war und sagte, daß die Kinos dem armen Besitzer im ganzen Jahre nur 6000 Zloty eingebracht haben. Armer, wirklich armer Besitzer, der nach den städtischen Kassenbüchern 24 000 Zloty Kinosteuer abführte, für sich selbst aber nur 6000 Zloty behielt. Das haben dem „ehrbaren Radca" alle geglaubt.

Wir hoch ist doch bei uns die Kinosteuer? Sie beträgt in Myslowitz 20 Prozent des Beitrittsgeldes bei den inländischen Filmen und 30 Prozent bei den ausländischen Firmen. Nehmen wir jedoch durch die Bank 30 Prozent bei allen Filmen, sowohl den inländischen als auch den ausländischen. Betrug die Steuer 30 Prozent, so verbleiben 70 Prozent übrig, oder bei 24 000 Zloty Steuer macht das 80 000 Zloty Bruttoeinnahme aus. Diesen Betrag haben nach der entrichteten Kinosteuer die beiden Kinos eingebracht. Alle Unkosten wie Filmbeschaffung, Kinosteuer, Miete, Löhne an das Personal betragen nach genauer Information 70 Prozent des Gesamteinlaufes oder 56 000 Zloty. Es verbleiben mithin immer noch 30 Prozent Reingewien und das macht nur 24 000 Zloty jährlich aus. Also keine 6000 Zloty wie man uns in der Stadtverordnetensitzung weißmachen wollte, sondern viermal so viel steckt der Kinobesitzer in Myslowitz ein.

Aber selbst das war für Herrn Kiedron nicht viel genug und im Mai schloß er seine beiden Kinos. Er verliert keine Besucher, weil am Orte keine Kinos vorhanden sind. Herr Kiedron, der im Magistrat solche Verteidiger wie Kosak und Tomann hat, hat nicht schlecht kalkuliert und er wußte was er tat. Der Magistrat befaßte sich die ganze Zeit mit der Kinosteuer. Wohl widersetzte sich das Stadtparlament, das nur zögernd nachgab. Dreimal lag ein Antrag des Magistrats vor, die Kinosteuer bis auf 10 Prozent zu ermäßigen und erst das dritte Mal biß das Stadtparlament ein und zwar mit gleicher Stimmenzahl so, daß der Vorsteher zugunsten des Kinobesitzers entschied. Nun verlautet jetzt, daß Herr Kiedron nur ein Kino eröffnen wird. Er kalkuliert richtig, daß das eine Kino stets voll sein wird, und da er trotz der Steuerermäßigung um 20 Prozent die Billetts nicht um einen Groschen ermäßigen wird, so wird er den ganzen Sommer hindurch das beste Geschäft machen. Die Teschener sind wirklich schlaue Geschäftsleute aber schließlich wird doch zu viel des Guten sein. Die Bürger sind nicht dazu da, um sich wie eine Zitrone pressen zu lassen und da erscheint tatsächlich die Frage am Platze, ob es nicht zweckmäßig wäre, eine Konzession dem Myslowitzer Kinobesitzer zu entziehen und ihm nur eine zu belassen? Das wäre schon eine Lösung und zwar im Sinne der Myslowitzer Kinobesucher.

Börsenkurse vom 30. 6. 1928

(11 Uhr vorm. unverbindlich)

Warschau . . .	1 Dollar	amtlich	=	8.91 zł
		frei	=	8.93 zł
Berlin	100 zł		=	46.849 Rmk.
Kattowitz . . .	100 Rmk.		=	213.45 zł
	1 Dollar		=	8.91 zł
	100 zł		=	46.849 Rmk.

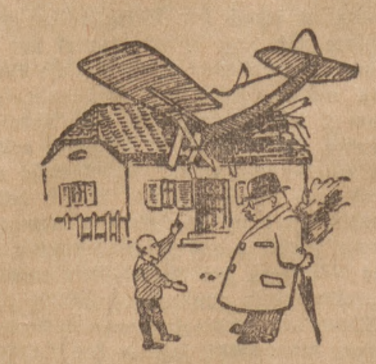
Sportliches

Leibesübungen und Arbeiterklasse.

Noch ist die Zeit nicht ferne, wo man in der Arbeiterbewegung nicht gerne sah, daß sich der Arbeiter mit dem Körpersport beschäftigte. Die führenden Genossen standen damals auf dem Standpunkt, daß die regelmäßigen Leibesübungen des Arbeiters einen müßigen Zeitvertreib bilden und ihn der Partei- und Gewerkschaftsarbeit entziehe. Vieles ist inzwischen anders geworden. Man hat in den maßgebenden Parteikreisen einsehen gelernt, daß auch die Arbeiterschaft eines geregelten Sportbetriebes bedarf, wenn nicht große Teile der Jugend für die Partei verloren gehen sollen. Es steckt in dem jungen Menschen ein starker Drang nach Betätigung, dem unter all n Umständen Rechnung getragen werden muß, wenn man nicht will, daß sie ihren Sport in bürgerlichen Vereinen ausüben. Man hat auch begriffen, daß regelmäßige Leibesübungen wertvolle körperliche, geistige und moralische Kräfte unsern Klassengenossen vermitteln. Alles das hat zur Folge gehabt, daß man dem Körpersport gegenüber eine andere Stellung eingenommen hat. Leider gibt es aber immer noch viele Arbeiter und Arbeiterinnen, die die Bedeutung des Arbeitersportes noch nicht erfaßt haben. Dieser Umstand zwingt uns dazu, immer wieder auseinanderzusetzen, warum wir Körpersport betreiben sollen.

Wir verbringen unser Leben in ungesunden Arbeits- und Wohnräumen, worunter mit Naturnotwendigkeit unsere Gesundheit Schaden leiden muß. Bei unserer Berufsarbeit finden die Muskeln nur eine einseitige Betätigung, was eine Verkümmerung der unbeschäftigten Muskeln mit sich bringt. Regelmäßige Leibesübungen schaffen hier den notwendigen Ausgleich. Sie führen uns auf die Spielwiese, zu gemeinsamen Wanderungen und sportlichen Uebungen. Unsere Lungen weiten sich, der Körper erhält eine durchgreifende Betätigung, und neue ungeahnte Kräfte durchströmen ihn. Durch das sportliche Treiben wird die Jugend ungemein stark angeregt, der Straße und dem Wirtshaus entzogen. So schaffen die Leibesübungen hohe Werte für die körperliche Entwicklung unseres Nachwuchses. Aber auch die geistigen Kräfte heben sich durch die Ausübung des Körpersports. Es ist kein Schlagwort, wenn man sagt, daß nur in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohnen kann. Der Sport, das Wandern, regen unser Denken an. Wir sehen in der Natur so vieles, das wir nicht verstehen und das Schauen und Denken anregt. Der Mensch aber, der Schauen und Denken gelernt hat, ist ungemein wertvoll für den großen Kampf unserer Zeit. Die Leibesübungen vermitteln uns aber auch hohe moralische Kräfte. Das gemeinsame Zusammenwirken um den Sieg fordert von dem Einzelnen einen hohen Grad von Geistesgegenwart, Mut und Entschlossenheit. Er muß seinen eigenen Willen unter den der Gesamtheit unterordnen und durch bewußt geübte Solidarität dem Ganzen dienen.

So sehen wir, daß die Arbeitersportbewegung, die den Arbeiter und die Arbeiterin zu regelmäßigen Leibesübungen anleitet, unserer Klasse einen großen Segen vermittelt. Erkennen wir dieses und sorgen wir dafür, daß unsere Jugend in immer größeren Scharen in unsere Arbeitersportorganisation kommt, dann leisten wir der Arbeiterklasse den allerbesten Dienst. Wir vermitteln ihr wertvolle körperliche, geistige und moralische Kräfte und verhindern es, daß sie für den Klassenkampf verloren gehen.



„Um Gottes willen, Karlchen, was ist denn bei euch passiert?"
„Mutti lernt jetzt fliegen, und da ist sie mit dem Flugzeug in unser Haus gefallen."
„Ja, ja — des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Flug reißt sie nieder."

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die Schuld des Kassierers

Von Otto Wilhelm Beise.

Es war eine unfrohe und bedrückende Beschäftigung — so Tag für Tag in dem umgitterten Kassenraum zu stehen, Geld einzunehmen, auszuzahlen, zu notieren, ab und an einige Zahlen in sorgfältigen Kolonnen im Kassenbuch aufmarschieren zu lassen — hin und wieder, einige Sekunden auf dem Drehschemel hockend, eine karg belegte Schnitte in sich hineinzuwürgen, aus einem henkellosen Tassentopf einen Schluck lauwarmen Zichorienkaffees zu trinken. Zehn Jahre, in dieser Art verbracht, sind eine arg lange Zeit, und Rochus Dellke, der eben erst die dreißig überschritten hatte, fühlte sich zuweilen als ein müder, alternder Mann. Seit er, nach zwei vergeblichen Ansätzen zum Abitur, hatte vom Gymnasium gehen müssen und man ihn als Lehrling in eine Bank gesteckt hatte, seit diesem nun schon so fern liegenden, gräßlichen Augenblick erschien es ihm in der Erinnerung, als wäre Abend für Abend, nach acht bis zehn Stunden harten und ermüdenden Dienstes, jemand gekommen und hätte ihn bestohlen; ihn ganz allmählich, unmerkbar fast, all der Beglückungen, Hoffnungen und Berauschungen beraubt, an denen seine Jugend so reich gewesen war — wie eines jeden Menschen lichte, träumevolle Zeit.

Manchmal — in sehr verlorenen Stunden, wenn ihn die Bitternis eines enterbten Lebens mit besonderer Heftigkeit überfiel — sprach er sich einem Kollegen Bückert gegenüber aus. Er mußte es einfach tun, sein Herz ausschütten, und er hielt Bückert für seinen Freund, weil er nicht wußte, daß dieser ihm die fünf Mark Fehlgeld neidete, die Rochus Dellke als Kassierer mehr bekam. Er erzählte von seinem freudlosen und nüchternen Leben, von seiner Alltagsnot, von seinen verarmten Eltern, deren Unterhalt er aus seinem kargen Einkommen mitbestreiten mußte, von der ganzen erbärmlichen Trübsal eines durch Sorgen und Lasten versklavten Daseins. Bückert hörte mit gut gespielter Aufmerksamkeit zu, und Rochus sah nicht das verächtliche Grinsen, das über des anderen Lippen huschte. Er konnte es nicht sehen, denn schon sprach er flüsternd, mit einem keuschen, fast erschütternden Erröten, von seiner Sehnsucht nach Liebe, nach dem bunten Abenteuer des Weibes, wie es sich die Pubertätsträume eines erwachenden Jünglings ausmalen, und das Nichtkönnen, das Nichtdürfen warf eine bange Trauer wie ein Schleier über sein Antlitz und trieb ihm die Tränen in die schon etwas stumpf gewordenen Augen, daß sein übervölkerter Blick für einige Zeit nichts, rein gar nichts zu erkennen vermochte.

Nach einem solchen Abend halb unfreiwilliger Geständnisse in irgendeinem billigen Wirtshaus bei einem Glase Bier trafen die beiden auf dem Heimweg in der Nähe des Stadtbahnhofes eine Dame, ganz in offenbar kostspieliges Pelzwerk gehüllt, aus dessen weicher Umrahmung ein Gesicht aufblühte, von unendlicher Zartheit und Weiße, in den unter köstlich geschwungenen dunklen Augenbrauen zwei braune, große Augen wie Sterne aufleuchteten, Bückert grüßte höflich, mit einer betonten Nachlässigkeit — die Dame lächelte ein ganz klein wenig herablassend, während ihre brennenden Augen das Antlitz von Rochus umspannten, es gleichsam ganz zart, fast mütterlich streichelten, bis diesem eine Welle heißen Blutes jäh und beglückend in die Wangen stieg.

„Wer war das?“ fragte Rochus fast heftig, als sie kaum vorbei waren, und wunderte sich selbst, wie rauh seine Stimme plötzlich klang. Bückert antwortete nicht sogleich; er zog erstaunt die Augenbrauen im steilen Bogen empor. Endlich nannte er mit markierter Gleichgültigkeit Namen und Adresse. Und, nach einer langen Pause, in der er den anderen verstohlen und aufmerksam von der Seite gemustert hatte, setzte er ruhig hinzu: Gefällt sie dir?

Rochus antwortete nichts — da, nach einigen Schritten sagte Bückert sehr langsam, seinen Begleiter fest anblickend, indem er jedes Wort gleichsam betonte und unterstrich. „Also — wenn sie dir gefällt — für fünfhundert Mark wird sie dir mindestens acht Tage gehören. Darunter tut sie es freilich nicht.“

Rochus Dellke sah ihn mit hilflosen Augen an; das Wort traf ihn wie ein Peitschenschlag. Einen Augenblick kreisten unmögliche Vorstellungen in seinem Hirn, in den Ohren lag ihm ein feiner, ferner Klang — so, als wäre ihm plötzlich etwas sehr Zartes und Kostbares zerbrochen. Dann sagte er brüsk „Auf Wiedersehen“ und taumelte allein fort, in die lichtüberflutete Wirrnis der Großstadtstraßen, seiner elterlichen Wohnung entgegen.

In dieser Nacht schlief Rochus nicht. Sein aufgepeitschtes Blut durchsetzte seine Adern und er fühlte mit einemmal, daß er durchaus noch nicht so alt sei, wie er oft geglaubt hatte. Die letzten Worte Bückerts wühlten in seinem Kopf. Anfänglich reckte sich die Selbstgerechtigkeit, ja auch die Weltfremdheit seiner überkommenen gut bürgerlichen Moral in ihm hoch — sicher hatte Bückert gelogen, sicher wollte er sich nur interessant machen, den Lebemann markieren. Das konnte nicht sein, das durfte nicht sein, daß eine solche Frau mit dem edlen Antlitz einer Madonna . . . Sicher war es Verleumdung!

Aber dann kam der Zweifel — es war doch immerhin möglich; schließlich, woher sollte Bückert auch sonst diese Frau kennen — und was hatte er für eine Veranlassung, seinen Freund zu belügen? Eigentlich, wenn man es richtig nahm, war es sogar ein schönes Bewußtsein, zu wissen, daß es so etwas gab. Daß man eine solche Frau, schön wie ein Engel, haben konnte, sie ganz besitzen konnte, daß sie nicht ewig fern und unerreichbar war für Leute seines Standes, sondern daß auch dieses köstliche Wesen seinen Preis hatte, seinen sehr teuren Preis zwar, aber doch — für drei Monatsgehälter wäre das Glück erreichbar, acht Tage lang ihr Lager zu teilen, ihre Schönheit zu genießen. Das hatte zwar mit den Idealen einer naiven Jugend nichts mehr zu tun — aber es war so beruhigend zu wissen, daß so etwas möglich war.

Endlich, gegen Morgen, kam die Ernüchterung. Fünfhundert Mark waren für Rochus Dellke eine Summe, die er nie auf einmal in den Händen halten würde — jedenfalls nicht als sein persönliches Eigentum. Und damit entglitt auch diese Frau, die ihn eben noch so lebhaft beschäftigt hatte, in das Reich des Unwirklichen und Märchenhaften. Es wäre besser, nicht mehr an sie zu denken!

Dennoch, als Rochus um acht Uhr hinter dem Gitter seines Kassenschalters stand, etwas bleich, etwas übernächtigt, war er mit seinen Gedanken noch bei der Begegnung vom Abend vorher. Und wenn die Zwanzig- und Hundertmarkscheine in seinen Händen knisterten, dann bekamen seine Blicke zuweilen etwas Abgewandtes und Fernes, er sah wieder die braunen Augensterne und das zarte Frauenantlitz vor sich, und seine Finger zitterten nervös.

Am Abend fehlten beim Tagesabschluß fünfhundert Mark in der Kasse! Der Rendant, der seinen Kassierer seit einem Jahrzehnt kannte und als ruhigen, pflichteifrigen und treuen Beamten hochschätzte, beruhigte den Aufregenden. „Gehen Sie nur nach Hause und schlafen Sie sich aus!“ sagte er. „Morgen, bei ruhigerem Blute, wird sich schon alles finden — es kann ja bloß ein Fehler im Ausbuchen sein — irgend ein Versehen. Es wird nicht gleich Kopf und Kragen kosten.“

Rochus Dellke ging mit hängendem Kopf nach Hause. Vergeblich bemühte er sich, die Unruhe seines Blutes zu besänftigen. Das alles war so geheimnisvoll und seltsam — er überlegte hin und her, wo das Geld verblieben sein mochte, aber er kam zu keinem Resultat. Da war irgend etwas, was an seinen Nerven zerrte und ihn peinigte wie eine Krankheit. Zu Hause blieb er stumm und ließ kein Wort fallen über das Ereignis, das ihn tiefer aufwühlte, als der bloße Verlust einer für ihn so erheblichen Geldsumme vermocht hätte, die zu ersetzen man ihm vielleicht aufgeben würde.

Und seltsam — obgleich der Prokurist ihn mit freundlichsten Worten getröstet und auf den nächsten Tag vertröstet hatte, wo sich das Verschwinden der Geldsumme sicherlich auf irgend eine harmlose und lächerliche Art aufklären würde, obgleich Rochus selbst an diese Möglichkeit sich mit einem letzten Aufwand von Hoffnung klammerte, war er gar so sehr überrascht, als ganz spät noch ein Herr erschien, ein höflicher, ernster Mann, der in dem kleinen Stübchen, das Rochus noch aus seiner Kinderzeit her bewohnte, sich als Kriminalbeamter auswies, einen Haftbefehl vorzeigte und dem Kassierer befahl, ihm zu folgen. Rochus wurde zwar etwas blaß und der Schweiß stand in großen Perlen auf seiner Stirn, aber er nickte sehr ruhig, ging zu seinen Eltern herüber, von denen er sich unterirgendeinem glaubhaften Vorwand verabschiedete — etwas inniger, als er es sonst zu tun pflegte, wenn er einmal noch zur Nacht ausging; und . . . o, wie sein Herz zuckte, als ihn die Augen der Mutter für einen Augenblick mit einer ihr selber unerklärlichen Besorgnis musterten! — und folgte dem Beamten auf die nachtdunkle Straße.

Der wahrhaft Liebende . . .

Von Karl Kinndt.

Lange Zeit schon stand Benedikt vor den großen, glänzenden Spiegelscheiben des Geschäftes Unter den Linden, hinter denen das Ziel seiner Sehnsucht stand: ein wundervoll hellgrün karossierter Sportzweisitzer! „Ja,“ sagte sich Benedikt, „das ist der Wagen, den ich mir wünsche! Ich liebe ihn direkt! Ich würde restlos glücklich sein, wenn er mir gehörte! Aber . . .“

Plötzlich breitete sich ein erlöstes Lächeln um sein Gesicht, und kurz entschlossen betrat er den Laden.

„Der Herr wünschen —?“ fragte der Verkäufer höflich, musterte aber Benedikt mit raschem Blick nicht ohne Mißtrauen.

„Dieser hellgrüne Zweisitzer gefällt mir ausnehmend“, sagte Benedikt — mit verliebten Blicken zu ihm hinschielend.

„Unser neuester Typ — rassig — schnittig — lächerlich einfach in der Handhabung — mit allen erdenklichen und nicht erdenklichen Schikanen — kurzum: der gegebene Wagen für den Herrenfahrer!“ Benedikt nickte zustimmend.

„Kostet 10 800 Mark, sechsfach bereift. Bei Teilzahlungen . . .“

„Nein,“ wehrte Benedikt ab, „Teilzahlungen kommen für mich nicht in Betracht —.“ Der Verkäufer verneigte sich. „Könnte ich mal den Chef des Hauses sprechen —?“

„Aber bitte sehr — sofort — wenn sich der Herr einen Augenblick gedulden wollen —!“ Und entflog.

Benedikt näherte sich dem Wagen behutsam — strich zärtlich wie ein Verliebter über den satten Glanz der Karosserie, tätschelte die straffbusige Lederpolsterung und versagte auch den mildgefüllten Ballonreifen nicht den Beweis seiner tiefen Zuneigung — — — da kam erregten Schrittes der Chef hinzu: „Sie interessieren sich, wie ich höre, für unsere neue Type K —? Tja — das ist auch ein Wägelchen — —!“

„In der Tat!“ pflichtete Benedikt ihm bei, „ich liebe diesen Wagen! Seit drei Wochen stehe ich täglich eine geschlagene Viertelstunde vor Ihrem Schaufenster und betrachte ihn. Ein neuer Ritter Toggenburg — Sie kennen doch die Legende? Und darum möchte ich Sie kurzerhand fragen, ob die Firma nicht bereit wäre, mir diesen Wagen zu schenken —?“

„Zu sch . . .“, stammelte der Chef aufs äußerste betroffen. Und langsam seine Fassung wiedergewinnend: „Sie scherzen wohl . . .?“

„Keineswegs,“ versicherte Benedikt ernst,“ nichts liegt mir ferner! Ich liebe diesen Wagen — liebe ihn mit der ganzen leidenschaftlichen Liebe, die nur ein Dichter aufzubringen vermag! Ja, ich liebe ihn leidenschaftlicher, als ich je eine Frau geliebt habe und lieben werde! Und dabei müssen Sie wissen, daß ich in meiner Liebe zu schönen und verwöhnten Frauen nicht so unglücklich zu sein pflege wie in der Liebe zu diesem Wagen! Denn sehen Sie: selbst diese fabelhaft kostbaren Luxusgeschöpfe von Frauen — diese erlesenen Künstlerinnen der Liebe, die sich sonst nur zu horrenden Summen verkaufen —: die verschenken sich manchmal einem wahrhaft Liebenden! Verschenken sich — verstehen Sie? Vor kurzem erst ist mir dieses Wunder geschehen! Sieben Bankdirektoren, drei Filmverleiher, eine kürzlich erst aufgewertet abgefundene Hoheit und ein wegen Hochverrat mit dem Höchstgehalt pensionierter General umwarben diese entzückende Frau! Lauter streng gesicherte Existenzen — wie Sie zugeben müssen! Sie überschütteten sie mit Geschenken und Blumen — baten sie kniefällig, ihr ein Bankkonto errichten zu dürfen —: und wen erhörte sie? Mich. Sie erhörte mich nicht einmal — sie schenkte sich mir einfach. Dumm — meinen Sie? Nicht einmal das. Diese Frau war einfach — klug! Sie war als Schauspielerin ein klein wenig ins Hintertreffen geraten —: das fühlte sie mit ihrem feinen Naturinstinkt — und brauchte Reklame. Und wußte, daß die Reklame, die ein wahrhaft Liebender — zumal, wenn er ein Dichter ist — für sie macht, zehnmal wirkungsvoller und schlagender ist als alle bezahlbare — — — Wie recht hatte sie! Wie hat dieser scheinbar so kindisch-törichte Fehltritt — wie hat meine Liebe ihr genützt! Denn was, glauben Sie, nützt einer schönen, amourösen Frau mehr —: wenn irgendein dicker Bankdirektor schmunzelnd seine Zufriedenheit kundgibt — oder wenn ein Dichter ihr das Hohelied der Liebe singt —?! Nur Geduld — ich werde gleich in diesem Sinne auf den Wagen zurückkommen. Um also noch von der Frau zu sprechen: meine Liebesgedichte an sie brachten die zwölf unerhörten Bewerber glattweg in Weißglut! Ein Filmverleiher hat sich erschossen — aber bei dem war es ohnedies höchste Zeit. Den elf restlichen Freiern konnte die Dame ohne Schwierigkeit recht bedeutende Beträge abnehmen — sie heiratete den ausdauerndsten und ist nun eben im Begriff, sich von ihm scheiden zu lassen, nachdem er ihr alles bewegliche Vermögen verschrieben hat. Das unbewegliche — eine Villa — hatte sie sich schon vorher gesichert. Ein Erfolg — nicht wahr? Man könnte sagen: ein durchschlagender Erfolg! Und wem verdankt sie ihn? Mir. Oder besser: ihrer Klugheit, die sie veranlaßte, sich mir zu — verschenken!

Gut. Sie inserieren — nicht wahr? Eine ganzseitige Anzeige in einer großen Berliner Tageszeitung kostet Sie so viel wie dieser Zweisitzer. Und glauben Sie nicht, daß die Reklame, die ein wahrhaft Liebender für diesen Wagen machen würde, wirksamer wäre als eine solche Anzeige?! Bedenken Sie, wie glücklich ich wäre, den Wagen zu besitzen! Freude strahlt aus! Freude wirbt! Ein restlos glücklicher Autobesitzer ist eine schlechthin unbezahlbare Reklame! Nun??“

Benedikt hatte — während seiner langen Rede immer wieder verzückt zu dem Hellgrünen hinschielend — nicht bemerkt, daß der Chef einen Augenblick beiseite getreten war und dem Verkäufer ein paar Worte zugeflüstert hatte. Und nun — da er seine blauen Augen treuherzig-fragend auf den Chef richtete — traten gerade die Wärter der Irrenanstalt ein und bemächtigten sich seiner — — —

„Oh — oh!“ sagte Benedikt, der sich willig abführen ließ, mit bedauerndem Kopfschütteln, „um wieviel klüger sind schöne Frauen doch als Automobilfirmen!“ —

Das große Los

Von B. Münch.

Herr Gitschin hatte von der mehr oder weniger holdseligen Göttin Fortuna einen Wink bekommen, der in keiner Weise mißzuverstehen war. Man denke sich: In drei aufeinander folgenden Nächten hatte Herr Gitschin ein seltsames Traumgesicht. Er sah, wie sich vom hohen Berge undurchdringliche Nebelmassen zu Tale wälzten. Und jedesmal, wenn der Berggipfel frei und gigantisch in den Himmel ragte, erschien auf ihm eine Ziffer, klar und deutlich geschrieben, von den Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchtet — und — o Wunder — in allen drei Nächten war es dieselbe Ziffer. Herr Gitschin hatte ein gutes Gedächtnis. Was er einmal gesehen, vergaß er nicht wieder.

Und so stand denn heute, am Tage nach dem dritten wunderlichen Traum die Zahl 15 157 immer und immer vor seinem geistigen Auge. O, Herr Gitschin wußte genau die Bedeutung dieser geheimnisvollen Zahl!

„Du mußt in der Lotterie spielen!“ sagte er zu sich. „Du bist ein Glücksvogel, von Fortuna gesegnet. Du mußt die Nummer 15 157 spielen!“ Das war nun leichter gesagt, als getan. Woher die Nummer 15 157 holen? In sechs Tagen sollte die Ziehung sein. Vielleicht war die Wundernummer schon längst ausgegeben. Aber Herr Gitschin ließ sich nicht irre machen.

Er besuchte mit wahrem Feuereifer alle Lotterie-Einnehmer der Stadt. Ohne Erfolg. Die gewünschte Nummer 15 157 war nicht aufzutreiben. Am anderen Morgen reiste Herr Gitschin nach Berlin. Es war doch selbstverständlich, daß sich die Losnummer 15 157 noch in Berlin herumtrieb. Herr Gitschin hatte schwere Arbeit. Drei Tage suchte er. Wieder ohne Erfolg.

Dann gab er das Suchen auf. Tausend goldene Träume sah er trauernd in den Orkus sinken. Den Glauben an Fortuna hat er für immer verloren.

So kam der Vorabend der Ziehung heran. Herr Gitschin saß verdrießlich bei seinem Glase Bier, dachte an nichts und war geladen wie ein Pulverfaß. —

„He, he! Herr Nachbar! Woll'n Se nich en Los kaufen?“ rief da plötzlich ein Kerl vom Nachbartische herüber. Doch Herr Gitschin fuhr gereizt auf und brüllte den Burschen, der etwas zu tief ins Glas geschaut hatte, in einer Form an, die man nicht mehr salonfähig nennen konnte. „Ich kaufe keine Lose,“ schrie er, „alles ist Schwindel!“

Doch der liebe Nachbar ließ sich nicht beirren. Er wollte das Geld „flüssig“ machen, das er in dem Lose festgelegt hatte. So sagte er. Er hielt das Los hoch in Händen und suchte nach einem Interessenten. Wie von ungefähr fiel der Blick des Herrn Gitschins auf die Losnummer, die in großen Buchstaben und quer über das Los geschrieben war. War es ein Spuk oder Wahrheit? Herr Gitschin traute seinen Augen nicht. Da stand ja die Nummer, die er so schmerzlich gesucht hatte. Er las es ganz deutlich: Nr. 15 157. Wie ein Tiger stürzte er sich auf das Los. Er warf dem zeitigen Besitzer des Kleinods einen Fünfziger auf den Tisch und stürmte nach Hause. Und wartete in banger Ungeduld auf den neuen Tag, der ihm das Glück bringen sollte.

Endlich war er da, der sehnlichst erwünschte Tag. Herr Gitschin machte sich voller Freude auf den Weg, um in der nahen Stadt sein Glück zu vernehmen. Und siehe da! War es Zufall, war es Bestimmung — Herr Gitschin gewann — — das große Los? — nein — keinen roten Heller.

Als die Pforte des Untersuchungsgefängnisses klirrend hinter ihm ins Schloß fiel, zuckte er zusammen. Ihm war es, als wäre alles, was sein bisheriges Leben ausgemacht hatte, da draußen liegen geblieben, als würde er nun nie, nie mehr in jene Welt, die sein bisheriges Dasein umschlossen hatte, zurückkehren. Die Zelle, die ihn aufnahm, umfing ihn eng und schwer, wie ein Sarg. Hoch oben durch das vergitterte Fenster fiel das blasse Licht eines kalten, klaren Mondes und legte ein zartes Ornament heller Quadrate und dunkler Stäbe auf den harten Zementfußboden. Rochus wälzte sich auf seiner Matratze und starrte hilflos weinend auf diesen Mond, der da oben in der Dunkelheit des Firmaments so grausam, so wunderlich fern und überlegen hing, so ganz gleichgültig, und verächtlich gegenüber all dem kleinen Menschenleid. Und wie Rochus lange genug diesen Himmelskörper in seine tränenumflorten Augen hineingetrunken hatte, versiegte langsam die Quelle, die seine Wange in eine salzige Flut gebadet hatte, und er begann, in sich selbst hineinzuschauen, zu grübeln und über das Geschehene nachzudenken.

Er wollte zunächst wohl alle Gedanken mit einem einfachen Willensdruck abschütteln. Das Verschwinden des Geldes war zwar ein unlösbares Geheimnis, doch stand dies fest, daß er, Rochus Dellke, das Geld nicht gestohlen hatte, daß er auch nichts beobachtet hatte, was ihm irgend einen Verdacht hätte erregen können, denn außer dem Prokuristen und Bückert war niemand in seinem Kassenraum gewesen — es war also mehr als wahrscheinlich, daß sich alles in Kürze, vielleicht morgen schon, aufklären würde. Daß man ihn verhaftet hatte, tat ihm zwar sehr weh, und er schämte sich fast in die Seele des Prokuristen hinein, der ihn so pharisäerhaft getröstet hatte — doch würde er schließlich rein und mit blankem Schild vor der Außenwelt dastehen, es war alles nur eine Frage der Zeit.

Als Rochus aber so weit mit seinen Gedanken gekommen war, — was immerhin ein oder zwei Stunden gedauert haben mochte, erstand ihm plötzlich die Begegnung des Abends vorher, und er sah wieder die lockenden Blicke der schönen, unbekannten Frau vor sich. Durchlebte erneut die schlaflose Nacht mit ihren Gedanken, Träumen, Hoffnungen und Verzichten, sah sich erschüttert am Kassenschalter stehen und mit seltsamen Empfindungen die Banknoten betasten. Fünfhundert Mark — gerade diese Summe fehlte! Gerade diese Summe, für die er jene schöne Frau nach Bückerts Behauptungen hätte haben können. Er hatte das Geld nicht gestohlen, gewiß — wollte er es nicht tun? Hatte er nicht gespielt mit diesem Gedanken für einige Augenblicke? Und war das nicht soviel, als hätte er es getan? Etwas Dunkles, Furchtbares stieg in ihm auf, würgte an seinem Halse. Waren dies Gewissensbisse?

Rochus wand sich ächzend auf seinem Lager. Er kam nicht mehr ins Reine mit sich. Hatte er es getan? Wollte er es tun? Und wenn er es wollte, auch nur einen Augenblick, war es nicht, als hätte er es getan? Würde er je wieder einem Menschen frei ins Antlitz blicken können, mit dieser Gedankensünde im Herzen? Rochus ertrug den wirren Lauf dieser Gedanken nicht mehr. Plötzlich wurde er des Ratens müde. Und als der Mond nur noch mit schrägen Strahlen die Wand des Gefängnisses traf, streiften sie den zuckenden Körper des Mannes, der mit Hilfe einer aus seinem Hosenträger gefertigten Schlinge jenen Weg betreten hatte, der einmal dorthin führt, wo alle Rätsel gelöst werden.

Zur selben Stunde saß in einem üblen Vorstadt-Kabarett der Gegenbuchführer Bückert mit einem höchst fragwürdigen und abgegriffenen Mädchen, das ihn mit grellrot geschminkten Lippen anlachte. Vor beiden stand bereits die zweite Flasche Sekt. Das Mädchen war sichtlich angeheitert, und nur Bückert tastete ab und an mit nervösen Händen nach seiner Brusttasche, in der ein Päckchen Banknoten knisterte. Sie waren noch immer da, und Bückert lächelte befriedigt in dem Bewußtsein, daß ihm die Stelle des Kassierers in der Sparkasse sicher sei.

Der Brief eines Verurteilten

Von Fr. Koch.

Der 1. Staatsanwalt Dr. F. Kotschi war vier Jahre — von 1923 bis 1927 — Oberdirektor der größten tschechoslowakischen Strafanstalt Bory und läßt jetzt einen Band Novellen: „Auf der Spur der Gerechtigkeit — Wahrnehmungen und Erwägungen aus der kriminalistischen Praxis —“ erscheinen.

Ich war ein zwanzigjähriger Photographengehilfe und ein armer Mensch. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich mich aus meiner Armut und meinem Elend befreien könnte. Daß Reichtum darin besteht, über recht viel Geld zu verfügen, darüber belehrte mich das tägliche Leben. Und da ich zu photographieren und zu zeichnen verstand, kam mir eines Tages der Gedanke, daß ich mir allein Geld machen könnte.

Ich richtete mir also die nötigen Sachen ein, um Banknoten fabrizieren zu können und versuchte es, aber man kam mir darauf, und ich wurde den Gerichten übergeben. Ich wußte, daß ich etwas Unerlaubtes tat, aber ich beurteilte meine Handlungsweise von dem Standpunkte aus, ob ich jemandem dadurch einen Schaden zufügte. Und da ich damals dachte, daß sich der Staat auch nach seinem Belieben Banknoten erzeugen könne und ich keinerlei Ahnung von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Zahlungsmittel und ihrem notwendigen Schutze hatte, war ich der Meinung, daß ich dadurch niemanden schädige, wenn ich ein bißchen Papiergeld nachahme. Erst in der Untersuchungshaft wurde mir die Sache ganz klar, und ich bekam die Gewißheit, daß ich etwas Strafbares begangen hatte. Doch der Richter befaßte sich damit, die Beweisführung gegen mich fertigzustellen, er erkundigte sich ausführlich nach den Mitteln und die Art, wie ich die Durchführung meines Planes vorbereitet hatte, und ehe ich ihm meine Meinung auseinandersetzen konnte, war ich schon im Besitze der Anklageschrift, und bald danach stand ich bereits vor den Geschworenen. Es war mein einziger Wunsch, den Geschworenen zu erklären, wie ich zu meiner Tat durch eine, ich möchte sagen geradezu kindliche Anschauung gedrängt wurde. Doch mein Verteidiger, den mir das Gericht bestellte, sagte mir von allem Anfang an: Sprechen Sie nichts Ueberflüssiges, antworten Sie nur kurz auf alle Fragen und nichts mehr. Ich war bestürzt und erwartete gespannt, was jetzt kommen sollte.

Mein Anwalt vertrat von Anfang an den Standpunkt, daß ich schuldlos sei. Er sprach schöne Worte über mich, die mich mit einer Art Stolz erfüllten. Er sprach lobend über meine künstlerischen Talente, er behauptete, daß ich deshalb Banknoten nachgeahmt hätte, um in der graphischen Kunst Routine zu bekommen. Ins andere Extrem verfiel der Staatsanwalt. Wenn mein Verteidiger etwas zu meinen Gunsten vorbrachte, das für mich ein kleines Plus ergab, so widerlegte er dies wieder so, daß für mich daraus ein ungeheures Minus wurde. Führte der eine der beiden für mich einen Zeugen an, um meine Schuld oder Unschuld zu beweisen, dann machte der andere gegen ihn Einwände, um in den Augen der Geschworenen seine Glaubwürdigkeit herabzusetzen.

Wahrheit und Unwahrheit wurden zu Dolchen, die miteinander um das Recht stritten, das abseits lag und zu dem man nicht durchdringen konnte. Diese Dolche aber waren Kniffe, Pfiffe und hohle, mit Pathos vorgebrachte Reden.

Anfänglich war ich ganz betroffen von der Art, wie bei Gericht das Recht erkämpft wurde, dann aber begann ich auch wieder an mich zu denken. Der Umstand, daß mein Verteidiger hier öffentlich meine Unschuld verteidigte, nötigte mir den Gedanken auf, daß es erlaubt sei, die Tat zu leugnen, und wirkte auf mein Gewissen ein. Ich kam allmählich zur Ueberzeugung, daß meine Tat nicht strafbar sei. Und als ich schließlich doch verurteilt wurde, hatte ich ein Gefühl des Unrechts, und ich empfand einen Haß gegen die Gerichte.

Es dauerte eine hübsch lange Zeit, ehe ich im Kerker wieder zu klaren Gedanken kam. Weshalb muß eine solche Art, das Recht zu erkämpfen, vor Gericht existieren? Weshalb müssen hier zwei Parteien mit solchen Mitteln, welche die Wahrheit verschleiern, um das Recht kämpfen? Vielleicht deshalb, weil die Geschworenen keine Juristen sind, und muß sich daher jede Partei darum bemühen, durch Geschicklichkeit und Gefühle ihre Ueberzeugung für sich zu gewinnen? All dies kann doch nicht der Wahrheit dienen. Ich selber kam ja überhaupt nicht dazu, freimütig zu erklären, wie ich über die Sache dachte. Ich glaube, daß mein Verteidiger sich fürchtete, daß ich ihm nicht seine Position erschwere. Und es ertötete in mir das Gefühl, die Schuld zu gestehen, es stumpfte mein Gewissen ab, so daß ich schließlich und endlich selbst keinerlei Gefühl mehr für die Größe meiner Verfehlung hatte. Es erschien mir dies alles um mich herum eher wie eine Theatervorstellung als eine Gerichtsverhandlung.

Als man mich Zwanzigjährigen in den Schwurgerichtssaal vor so viele Menschen führte, da regte sich in meiner Brust eine Art Stolz darüber, aber als man mich dann von hier wegschleppte, da empfand ich ein Gefühl der bittersten Enttäuschung.

(Autorisierte Uebersetzung von J. Reißmann, Prag.)

Das Loch im Stiefel

Aus den letzten Aufzeichnungen des Mörders Stefan Gehlhaar.

Von Bernhard Zebrowski.

Der Staatsanwalt war vorhin da und hat mir gesagt, daß es morgen sein wird. Er war weiß im Gesicht und sah mich nicht an. Morgen wird er dabei sein. Er wird alles sehen. Daran dachte er wohl. Ich weiß nun, daß es morgen sein wird. Aber ich glaube nicht daran. Es wird etwas geschehen, daß es nicht sein kann. Denn es kann ja nicht sein. Ich bin ganz ruhig.

Ich habe es getan. Dafür soll ich nun morgen totgemacht werden. Was war es? Ein Mord, sagen sie. Ich habe es getan, ganz außerhalb meiner selbst, kaum anders, als hätte ich es nur gedacht; ich bin nach dem Tun nichts anderes, als ich vorher war: ein Mensch, so gut oder so schlecht wie alle anderen Menschen. Und trotzdem soll ich morgen... Aber es wird nicht geschehen. Wo wäre da Gerechtigkeit? —

Ich war so arm. Die Menschen wissen nicht, was das ist: arm sein. Sie glauben, arm sein ist: kein Geld haben, nichts kaufen können. Nein, arm sein ist: ausgeliefert sein. Arm sein ist: nicht aufblicken, nicht wünschen, nicht begehren dürfen. Ein Loch im Stiefel, Flicken im Anzug, schmutzige Hände — es ist nicht wahr, daß das Kleinigkeiten sind. Das Wissen, daß man ein Loch im Stiefel hat, ein sichtbares Loch im Oberleder, dieses Wissen — nein, so kann ich es nicht sagen... Es ist ander, so: ich habe ein Loch im Stiefel. Deswegen bin ich nun nicht schlechter geworden wie damals, als mein Stiefel noch ganz war. Aber wer weiß denn, wer ich bin. Ich denke nur immerzu: alle Leute sehen das Loch in meinem Stiefel, alle Leute wissen nun, daß ich arm bin, machtlos, ausgeliefert. Ich habe miteins keinen Anspruch mehr auf Achtung. Wenn man mich, wenn man das Loch in meinem Stiefel ansieht, muß ich die Augen wegwenden. Ich werde vor mir selbst klein und verächtlich, weil ich es in den Augen der anderen bin. Ich darf es nicht wagen, mich zu rühren, mich bemerkbar zu machen, weil ich arm bin, weil man sieht, daß ich arm bin, daß mein Anspruch keine Kraft hat. Ich muß ganz still sein, damit mich niemand ansieht. Ich darf nicht aufblicken, nicht wünschen, nicht begehren.

Sie sagen: Mord. War es das? War es überhaupt irgend etwas? Nein, es war nichts, gar nichts! Ich war so arm. Das ist alles. Sie saß mir gegenüber auf der Bank im Park. Sie war schön, so sehr schön schien sie mir, daß es mich traurig machte, sie anzuschauen. Ich dachte so gut zu ihr hinüber, ich sandte gute Gedanken zu ihr hin. Die Sonne schien hell auf meinen Stiefel. Sie aber las in einem Buch.

Ich dachte, daß sie es vielleicht sei, zu der ich hingehen dürfe, meinen Kopf in ihren Schoß legen und ihr alles sagen. Die Sonne schien auf meinen Stiefel, aber ich hatte das ganz vergessen. Ich dachte mir es aus, wie es wäre, wenn ich zu ihr hinüberginge: wir würden Freunde werden, sie würde gut zu mir sein. Ich sehnte mich so sehr nach einem schönen, behaglichen Zimmer, nach einer Tasse Tee, wie ich es früher gekannt hatte. Ich dachte mir aus, daß ich sie besuchen würde, ein wenig Ruhe bei ihr finden könnte, ein wenig Ausruhen vom Armsein. Ich dachte mir das alles aus, es war nicht Wirklichkeit, aber es tat gut.

Es war wohl ein kostbares Buch, in dem sie las. Sie hatte feine Kleider an. Seidene Strümpfe um edle, schlanke Beine, die zu den Knien hin ein klein wenig zu stark wurden. Sie war jung. Und sie war sicherlich reich. Aber ich wollte nichts von ihrem Reichtum, ich wollte nur ein wenig Weichheit, ein wenig Trost, ein wenig Ausruhen. Ich wollte es mir nur ausdenken dürfen. Und wieder ging ich daran, es mir in allen Einzelheiten auszudenken, auszuträumen, es war so schön für mich.

Sie klappte das Buch zu und sah lächelnd zu mir herüber. Auch ich lächelte, denn mir war, als wisse sie alles, was ich gedacht hatte. Ich fühlte mich ihr vertraut.

Sie sah mich aufmerksam an. Ihr Blick fiel — auf meinen Stiefel. Sie sah auf meinen Stiefel. Das Lächeln auf ihrem Gesicht erstarb, zog sich zusammen zu einem Ausdruck eisiger Abwehr. Dann stand sie auf und ging fort.

Mein Traum war zerstört. Er mußte sich der Wirklichkeit anbequemen und zerbrach. Ich durfte nicht aufblicken, nicht wünschen, nicht begehren. So war die Wirklichkeit. Und so war sie! Sie verabscheute mich um meines Armseins willen, sie, zu der ich mein innerstes Leid hatte tragen wollen...

Sie blickte sich nicht um, als ich ihr folgte. Sie ging vor mir her, unerreichbar. Ich sah ihre Beine Schritt vor Schritt setzen. Ich sah ihre Beine. Das machte mich böse. Ich dachte, wie es wäre, die Nägel in ihre Beine zu krallen, dorthin, wo sie ein wenig zu stark wurden, die Nägel hineinzukrallen, ganz tief, ihr weh zu tun, sehr weh.

Sie hatte auf meinen Stiefel gesehen. Ich haßte sie! Oder hoffte ich immer noch, sie zu gewinnen? Ich weiß es nicht. Ich dachte nur, wie es wäre, die Hände um ihren Hals zu klammern, immer fester, immer fester, das dachte ich immerzu. Ich folgte ihr, ich folgte ihr immerzu.

Sie ging in ein Haus. Ich folgte ihr. Sie stieg die Treppen hinauf. Ich sah ihre Beine dicht vor mir. Ich fühlte, daß sie nun Angst vor mir hatte. Aber ich folgte ihr erbarmungslos, angezogen durch ihre Angst. Sie stieg immer höher hinauf. Ich folgte ihr. Da stand ich vor ihr, ganz dicht vor ihr. Wärme und Angst gingen von ihr aus, das machte mich böse. Ich hatte plötzlich ein Messer in der Hand.

Sie schrie nicht. Sie schrie gar nicht. Da geschah es. Da geschah das alles — — —

Ich soll morgen totgemacht werden. Der Scharfrichter ist unterwegs. Er kommt aus einer anderen Stadt. Er sitzt in der Eisenbahn. Er fährt, er kommt immer näher.

Wenn sie geschrien hätte. Aber sie schrie nicht. Und ich stach, stach, stach auf sie ein. Wenn sie nur geschrien hätte! — Dann wäre es nicht geschehen — — —

Er wird aus der Eisenbahn steigen. Dann — dann — — Lieber Gott! Ich will nicht totgemacht werden! Ich will nicht!

*

Notiz: Die Todesstrafe an Stefan Gehlhaar, der, wie erinnerlich, aus ungeklärten Gründen die Tochter eines bekannten Großindustriellen ermordet hatte, konnte nicht vollstreckt werden. Er ist in der Nacht vor der Hinrichtung in seiner Zelle plötzlich gestorben.



Wilhelm Filchner in Berlin

Am 26. Juni traf der Tibetforscher Dr. Wilhelm Filchner von München in Berlin ein. Im Bilde: Filchner und seine Tochter auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin.

Von Köchen, Anglern, Negern und Bauern

Nacherzählt von Paul Mayer.

Der Dramatiker Clairville hatte in einem kleinen Restaurant gespeist. Der Wirt, der ihn nicht kannte, näherte sich ihm mit unterwürfigem Lächeln: „Waren Sie zufrieden?“ „Ja,“ antwortete Clairville leichthin. — „War das Beafstück gut?“ „Ausgezeichnet, ich fühle jetzt Pferdekräfte in mir.“

*

Der Flurhüter: „Lieber Mann, hier darf nicht geangelt werden.“ Der Angler (der seit zwei Stunden nichts gefangen hat): „Ich angele ja gar nicht, ich gebe den Fischen nur zu essen!“

*

„Darf man hier angeln?“ — „Nein.“ — „Aber wenn man sich einen Fisch mitnimmt, ist es doch kein Verbrechen.“ — „Aber ein Wunder.“

*

Um seinen schwarzen Diener auf die Probe zu stellen, ließ der neue Gouverneur auf seinem Schreibtisch ein 50-Centimes-Stück liegen. Am nächsten Morgen gab der Schwarze es ihm zurück. Der Gouverneur schenkte es ihm, um seine Ehrlichkeit zu belohnen. Einige Tage später vergaß der Gouverneur einen Hundert-Frankenschein. Er suchte ihn, fand ihn aber nicht und fragte deshalb den Schwarzen, ob er ihn gefunden hätte. Der Schwarze bejahte. „Warum hast du ihn mir denn nicht gegeben?“ fragte der Gouverneur. „Weil ich meine Ehrlichkeit belohnen wollte,“ erwiderte der Schwarze.

*

Ein nicht mehr junger Hirt wurde nach seinem Alter gefragt. — „Ich weiß es nicht,“ antwortete er. — „Wie, Sie wissen nicht, wie alt Sie sind?“ — „Ich zähle meine Schafe und mein Geld,“ antwortete er, „denn ich fürchte, daß sie mir gestohlen werden können. Aber meine Jahre brauche ich nicht zu zählen, die verliere ich ohnehin nicht.“

*

Ein Ingenieur setzt einer Bäuerin den Lauf der neuen Eisenbahn auseinander. „Die neue Linie wird mitten durch Ihr Haus gehn.“ Und da bilden Sie sich ein, mein Mann und ich würden jedesmal die Tür aufmachen, wenn ein Zug kommt?“

*

„Kommen viel Automobilfahrer hier in diese Gegend?“ — „Ja, das ganze Hospital liegt voll.“

Lustige Ecke

Zerbrechliches. „Unser Kleines ist so zart, daß ich mich nicht getraue, es in die Windeln zu packen. Das überlasse ich immer meinem Mann.“ — „Ja, versteht denn der es besser?“ — „Aber versteht sich, er ist Packer in einer Porzellanfabrik.“

*

Arbeitszeit. „Schatz, bleib doch noch ein Weilchen.“ „Nein. Ich hab genug Ueberstunden gemacht, als ich bei dir angestellt war.“

Das Land der Betrogenen

Armeniens Flüchtlinge unterwegs. Das Elend, das kein Ende hat.

Außer den in Konstantinopel ansässigen Armeniern, die nicht geflohen waren, als im Jahre 1922 die Türken die Stadt übernahmen, waren zur Zeit noch 5000 armenische Flüchtlinge hier. Sie hausten in Lagern außerhalb der Stadt, hatten aber zum großen Teil Arbeit. Zunächst galt es, etwa 800 von ihnen nach Armenien zu bringen. Von der armenisch-russischen Regierung waren die Paßvisa schon zugesagt. 350 Personen sollten mit dem ersten Transport abgehen, sobald nur die versprochene Einreiseerlaubnis erteilt sein würde. Von amerikanischer Seite waren fast 11 000 Dollar für den Transport und zur Unterstützung dieser 800 Flüchtlinge zur Verfügung gestellt worden. Es fragte sich nun, ob es mir gelingen würde, die ganze Angelegenheit endgültig in Ordnung zu bringen. Darüber hinaus war es natürlich wünschenswert, auch den Rest der 50 000 Flüchtlinge so bald als möglich nach Armenien überzuführen.

Dienstag, den 9. Juni. Da das französische Schiff, mit dem wir die Reise fortsetzen wollten, erst am nächsten Tage abging, hatten wir Zeit, uns nach den russischen Flüchtlingen umzusehen, die aus Varna in Bulgarien gekommen waren. Das ist eine traurige Geschichte. — In Bulgarien sind

viele russische Flüchtlinge;

die meisten stammen aus Wrangels geschlagener Armee, die zunächst hierher nach Konstantinopel gekommen war, von der wir aber einen Teil nach Bulgarien gebracht hatten, weil dort leichter Arbeit zu finden war; manche kehrten dann von dort aus nach Rußland zurück. Der Versuch, allen diesen Menschen zu helfen, fiel in meinen Aufgabenkreis als Oberkommissar des Völkerbundes für die russischen Flüchtlinge.

Da die bulgarische Regierung in den flüchtigen Russen zum Teil Kommunisten vermutete und die politische Ansteckungsgefahr fürchtete, wollte sie die Leute am liebsten wieder los sein. Diejenigen, die man für verdächtig hielt, wurden in einem Lager bei Varna eingesperrt und im letzten Frühjahr, Anfang März, brachte man 250 von ihnen an Bord des „Triton", eines baufälligen Kahnes, kaum groß genug, um 50 Mann zu fassen. Mit Proviant für einige Tage dürftig versehen, wurden sie mit Kurs nach Odessa aufs Schwarze Meer hinausgeschickt. Mit den russischen Behörden war jedoch keinerlei Vereinbarung über die Aufnahme der Leute getroffen; die russische Regierung war nicht einmal von dem Transport in Kenntnis gesetzt. In Odessa wurde daher den Flüchtlingen die Landung verweigert. Der wacklige „Triton" mußte wieder aufs Meer hinaus, aber wohin? Irgendeinen anderen russischen Hafen anzulaufen hatte keinen Zweck, ebenso aussichtslos war die Rückkehr nach Bulgarien. Es gab nur eine Möglichkeit, in der Türkei einen Versuch zu machen. Das bedeutete eine lange Seereise, und es läßt sich kaum ausdenken, wie die vielen Menschen unter Mangel an Nahrung und Wasser zu leiden hatten, eingesperrt in der kleinen, gebrechligen Schute, die so leck war, daß sie sich kaum über Wasser halten konnte. Als sie endlich nach sechsundzwanzigtägiger Seefahrt Konstantinopel im April erreichte, war sie

reif zum Wegsacken.

An Bord herrschte Jubel, nun schlug die Stunde der Erlösung! Aber nein, auch die türkischen Behörden wollten die Unglücklichen nicht landen lassen; sie mußten an Bord bleiben.

Ein Dampfboot bekam Auftrag, den „Triton", durch den Bosporus zurück ins Schwarze Meer zu schleppen; als das Abschleppen begann, stieg die Verzweiflung an Bord zur Raserei. Der „Triton" war dem Sinken nahe, er stand zur Hälfte voll Wasser, die Russen schrien, drohten über Bord zu springen und riefen um Hilfe. Zum Glück lag ein englischer Dampfer in der Nähe, dessen Kapitän die Hilferufe hörten. Als er sah, was vorging, stellte er die türkische Polizei und machte sie verantwortlich für Verlust von Menschenleben, wenn sie diese Unmenschlichkeit fortzusetzen wagte. Das Abschleppen mußte aufgegeben und den Russen erlaubt werden, die sinkende Schute zu verlassen. Man gestattete ihnen den Aufenthalt auf einem kleinen umzäunten Gelände am Strand angesichts der Stelle, wo der „Triton" versank; zu essen bekamen sie nichts, und damit war es auch schon seit mehreren Tagen mager bestellt gewesen.

Als ich unmittelbar darauf, am 2. Mai, telegraphisch von der Sachlage unterrichtet worden war, drahtete ich an die Regierung von Moskau und bat für die Flüchtlinge um die Erlaubnis zur Heimkehr nach Rußland. Die Regierung antwortete jedoch, sie kenne die Flüchtlinge nicht, wisse nicht, was es für Leute seien, und sehe sich daher genötigt, abzulehnen. In der Angelegenheit sei ihrer Auffassung nach die bulgarische Regierung zuständig, die es versäumt habe, nach Moskau Nachricht zu geben.

Inzwischen führten die armen Flüchtlinge auf dem offenen Strand, mit ungenügender Kleidung und ohne Nahrung,

ein elendes Dasein;

viele wären zusammengebrochen, wäre nicht Miß Anna Micholl gewesen, die im Konstantinopeler Flüchtlingsbüro des Völkerbundes tätig war. Sie sammelte Geld bei verschiedenen Institutionen und konnte dadurch die Leute von Tag zu Tag am Leben erhalten. Nun aber hatte auch sie nur noch Mittel für wenige Tage und wußte nicht, wohin sich wenden. Als sie mich nun bat, ich möge sie begleiten und nach den Leuten sehen, folgte ich ihrem Wunsch.

Welches Elend! Die Flüchtlinge konnten sich nur auf ganz engem Raum hart am Strand bewegen. Einige hatten eine Art Dach über sich, das wahrscheinlich einmal zum Schutz für ein paar Boote bestimmt gewesen war. Darunter lagen sie nun, Männer und Frauen, dicht gedrängt auf der bloßen Erde. Ein Rechteck, 6 Fuß lang und 2 Fuß breit für jeden, abgegrenzt durch einige Mauersteine, stellte das Bett vor. Ein Häuflein Erde oder Steine diente als Kopfkissen, einige Lumpen lagen auf dem Boden als eine Art Unterlage für den Oberkörper. Das war alles. — Hier waren Kinder zur Welt gekommen, hier waren ein paar Menschen gestorben. Ein Wunder nur, daß nicht noch mehr zusammengebrochen waren. Unter dem Dach war nicht Platz für alle, einige mußten außerhalb auf dem Boden liegen; sie hatten es bei Nacht noch kälter und wurden bei Regen natürlich vollkommen naß. Die Tagesration bestand in

etwas Brot und einer Suppe.

Aber nun waren, wie gesagt, auch die letzten eingesammelten Geldmittel erschöpft.

Die Flüchtlinge hatten bei ihrer Ankunft etwas Geld gehabt, alle zusammen ungefähr 700 türkische Pfund (etwa 13 000 Mark); aber die hatte die türkische Polizei ihnen abgenommen und verweigerte die Rückgabe. Vermutlich sollten sie zur Deckung der Ausgaben für späteren Abtransport der Flüchtlinge dienen — zumeist wohl auf den Kirchhof. Zur Bezahlung der Miete für diese Unterkunft konnte das Geld wohl nicht bestimmt sein. In diesem Fall bestand die Lösung am Ende darin, daß wir mit Hilfe von Geldmitteln, die mir der Kopenhagener Verleger Chr. Erichsen zur Verfügung stellte, vorläufig den Unterhalt der Flüchtlinge bestreiten konnten. Später übernahm die große amerikanische Organisation „Near East Relief" die Kosten für die Dauer einiger Monate unter der Bedingung, daß eine endgültige Erledigung der Angelegenheit binnen dieser Zeit gewährleistet wurde; diese Garantie übernahm ich. Endlich ließ Frankreich sich zur Aufnahme einer kleinen Anzahl von Menschen bewegen, die gute Arbeiter waren; und auf meine Vorstellungen hin ging die Sowjetregierung in Moskau darauf ein, die übrigen aufzunehmen gegen die Zusicherung, die bulgarische Regierung werde künftig ohne vorherige Uebereinkunft mit Moskau keine Flüchtlinge mehr nach Rußland senden.

Zwischen Buddha und Motorcar

Das Land der tausend Inseln. — Die Enttäuschung im Theater. — Japans Frauen.

Außerhalb der alten japanischen Hauptstadt steht auf einer kleinen Anhöhe der große Buddha der Daibutsu. Er steht in einem nüchternen Tempel, der wie eine Scheune aussieht, und ist so groß, daß er fast mit dem Kopf das Dach seiner Behausung berührt.

Wir nähern uns mit unserem japanischen Führer der Gottheit. Staunen und Ehrfurcht erfüllt uns. Die Beter links und rechts liegen auf dem Boden und berühren mit dem Kopf die Steine.

Unser Führer zeigt uns den frischen Anstrich und macht uns auf das Gold und die Bronze der Lotosblütenblätter aufmerksam. Wir nicken stumm, die Heiligkeit des Raumes wirkt. Die Beter rechts und links haben sich noch nicht vom Boden erhoben. Dann höre ich eine Stimme hinter mir: „What that? O — that's a very interesting monument..."

Ein Amerikaner mit zwei Damen geht mit sachlichen Schritten von einem religiösen „Monument" zum anderen. Er klopft mit dem Knöchel seines Zeigefingers auf Holz und Gitterwerk, um sich von der Qualität des Materials zu überzeugen. Dann tritt er einen Schritt zurück, um das Denkmal in seiner Größe zu erfassen. Ein Schein der Enttäuschung geht über sein bartloses Gesicht.

Die beiden Damen machen es genau wie er. Sie gehen von Gegenstand zu Gegenstand und besehen ihn mit Augen, die ihm das Innerste nach außen drehen. Sie betasten, beriechen und schätzen ab. Dann besprechen sie ihre Enttäuschung. Die Sensation ist bei näherem Hinsehen nicht so groß, wie der Baedecker angibt. Wir sehen voll Interesse und mit einer gewissen Sorge auf die Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen, die es überhaupt geben kann.

Was werden diese in tiefe religiöse Erstarrung versunkenen Menschen tun? Werden sie sich das alles gefallen lassen? Unser Führer sieht mit haßerfüllten Blicken auf die Hornbrillen der Damen.

Es geschieht nichts. Eine kleine japanische Frau zupft mich am Rock. Ich folge ihr aus der Tempelscheune heraus.

Vor mir hängt unter einem baufälligen Holzdach die Riesenglocke, die seit Jahrhunderten über Kyoto geläutet hat.

Gegen Erlegung von fünf Sen — das sind zehn Pfennig — kann man mit Hilfe eines primitiven, aber sinnreichen Apparates den gewaltigen Klöppel in Bewegung setzen.

Ich lasse mein Geldstück mit Vorsicht in die aufgehaltene Hand der Frau fallen.

Die Japanerinnen können ungemein reizvoll lächeln.

Sie lächeln eigentlich immer, wenn ein Mann sie ansieht. Das hat man ihnen bis vor kurzem sogar noch in den Schulen beigebracht. Der „Fortschritt" hat allerdings auch das Lächeln der Japanerinnen fortgeweht, und heute kann man in der Ginza-Street in Tokio japanische Frauen sehen, die auf ein Haar den Ladys gleichen, die in den Hotelfoyers der fünften Avenue sitzen.

Meine Glockenhüterin lächelt aber noch das altjapanische Lächeln. Die Glocke gab einen tiefen, brummenden Ton von sich — ein drohendes Gemurre, das über die Wipfel der Koniferen dem Dächergewimmel der Stadt zugetragen wurde.

Vor mir lag der Hof der Tempelstadt, und in ihm hin und wieder verstreut, leblos... die gebeugte Gestalt eines buddhistischen Gläubigen.

Aus dem Kloster schallten die Litaneien der betenden Mönche. Unser Führer strengte sich an: „Ganz rechts, meine Herren, auf der inneren Seite des Hofes findet sich ein Heiligtum des Schintoismus, jenes Naturgottesdienstes, der..."

Aber wir verzichteten darauf. Ich hörte ein bekanntes Geräusch. Das war ein Motor, der ansprang.

Das Geräusch des Motors drang in die Feierlichkeit der bronzierten Hallen, aber niemand fand darin etwas Unerhörtes.

Gemischtes Theater.

Wenn man, voll von Begierde nach echter japanischer Kultur, in Tokio einen Japaner fragt, in welches Theater man gehen soll, so weist er einen mit tödlicher Sicherheit ins „Imperial".

„Weißt du," sage ich zu meinem Freund, „daß die europäische Zivilisation ein Dreck ist, wird uns heute klar werden. Es wird eine altjapanische Legende gespielt. Wir werden altjapanische Kostüme zu sehen bekommen, altjapanische Sitten... verstehst du, mein Junge... ein Stück von jener fabelhaften künstlerischen Instinktsicherheit, die ..."

„Schweig... hast du die Rikschakulis bestellt...?"

„Wir tun's nicht unter einem Fordcar... wir wohnen nicht umsonst im besten Hotel Tokios..."

Kaum gesagt, klopfte es an die Tür. Ein japanischer Kellner im europäischen Frack machte eine Verbeugung. Der Car stände bereit. Wir zuckten kaum mit den Achseln. Er verschwand, nicht ohne eine typisch altjapanische kotauhafte Verbeugung gemacht zu haben. Im europäischen Frack. Die Unterwürfigkeit sitzt ihnen noch im Blut.

Wir gingen durch die Hotelhalle. Von oben kamen die scharfen Klänge der Jazzband. Wir sahen die Amerikaner tanzen, aber auch Japanerinnen im kurzen Rock, mit Bubenkopf und hellen Seidenstrümpfen.

Der Verkehr in Tokio gibt dem Neuyorker nicht viel nach. Die Schutzleute sind von unergründlicher Ruhe.

Wir hielten mit scharfem Ruck vor einem Steinquader-Prachtbau. Im Vorraum spazierte mit langen, feierlichen Schritten ein Portier auf und ab, der unserem Hotelportier auf ein Haar glich. Er riß uns mit jener Geste serviler Geldgier, die in ernüchterndem Gegensatz zur Bedeutung des Ortes steht, die Türen auf. „Das ist mir alles zu modern", meinte mein Freund. „Du sprachst von altjapanischer Kultur..."

Der Kassierer reichte mir mein Billett, gewandt reißt er ab, stempelt, wechselt und bewegt sich wie das Urbild eines amerikanischen Clerks.

Ist das das gleiche Volk? Die falsche Vergoldung, die Kandelaber, Stuckmassen, die wie Kränze von Frankfurter Würsten — ist das in dem gleichen Lande, in Japan, in dem es ein Kamakura, ein Nara, ein Ikao gibt...?

„Meine Herren," kommt ein Manager im Cut,

„beeilen Sie sich... die Vorstellung beginnt..."

Unser Platz ist einfach, sehr bescheiden, eine Art Galerie. Hier berührt sich der Orient mit dem Okzident. Während unten Parkettsitze sind wie in allen europäischen Theatern, hat man hier Konzessionen an Asien gemacht. Man sitzt auf Matten, man hat seine Teekanne und sein kleines Holzkohlenbecken neben sich. Links und rechts sitzen Männer und Frauen, die es sich für einen längeren Aufenthalt bequem gemacht haben.

Während unten die in amerikanischen Collegs erzogenen jungen Japanerinnen sitzen und ihre Perlenketten beschauen lassen, gibt es hier noch Mütter, die ihre Kinder in ihren Kimonos mit sich tragen.

Ein Gong ertönt, der Vorhang geht hoch. Richtiger europäischer Vorhang mit griechischer Bemalung.

Feierliche Menschen bewegen sich über die Bühne. In einem Urwald, an einem See geht Unerhörtes vor sich. Ein Mann in primitivem Lendenschurz, redet auf eine Frau ein, die sich in elegantem Seidenkimono spreizt. Aktelang rollt die Sprache durch den Raum. Nach zwei Stunden erheben wir uns und gehen. Wir steigen mit äußerster Schonung über die Beine unserer Mitzuschauer.

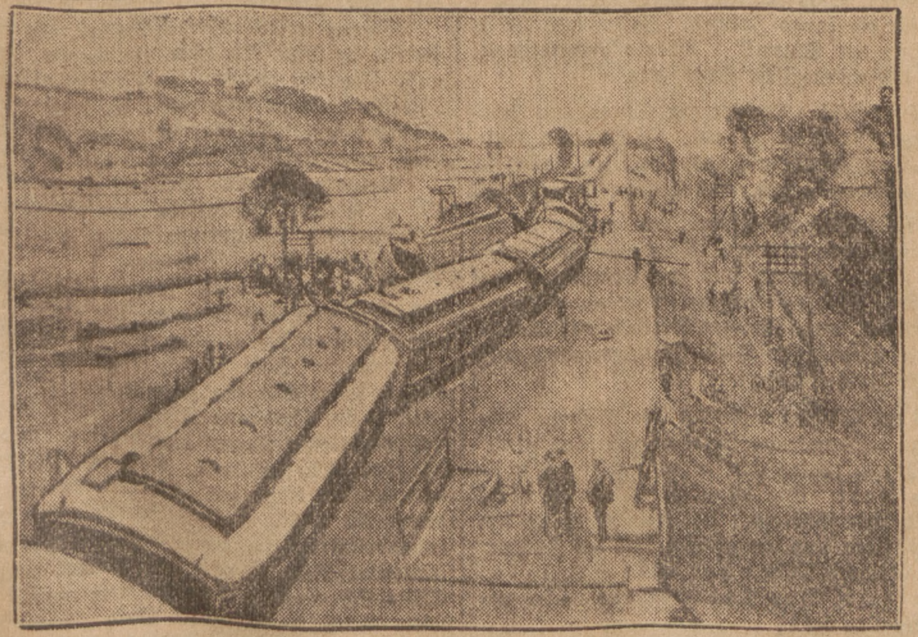
Auf dem Rückweg waren wir beide stumm.

Dann sagte mein Freund ruhig: „Ich habe mich heute abend nicht überzeugen können, daß die europäische Zivilisation Dreck ist."

Wir lachten... wir gingen weiter... es war dunkle Nacht. Ein Gewirr von Gassen tat sich auf. Vor den offenen Häusern Reklamefahnen mit seltsamen riesigen Buchstaben. Frauen... Frauen mit Kindern, die wie Porzellanpuppen aussehen. Käufer und Verkäufer um Tische, auf die bunte Winzigkeiten geschichtet sind.

„Man muß," sage ich, „wenn man noch etwas vom alten Japan sehen will, sich das Leben in den Straßen ansehen. Hier bewegen sie sich, unbekümmert um den Einbruch Amerikas, wie vor Hunderten von Jahren..."

Richard Hülsenbeck.



Das Eisenbahnunglück bei Ummendorf

Der am 23. Juni bei Ummendorf entgleiste Schnellzug Friedrichshafen—Frankfurt a. M.

Der Chinese

Im Spiegel der Anekdote.

„Dahin sind wir also jetzt mit unserer Politik der offenen Tür gekommen!" sagte 1927 der englische Kaufmann O'Swald in Hongkong ärgerlich zu seinem Geschäftsfreunde, dem chinesischen Handelsherrn Mang-Ping.

„Ja!" sagte der witzige Mang-Ping ein wenig schadenfroh, „jetzt zeigt es sich, daß Notausgänge für euch fast ebenso wünschenswert sind."

*

Der Forschungsreisende Zintgraff hatte einst in Peking Gelegenheit, bei einer Hinrichtung die groteske Höflichkeit der Chinesen zu beobachten. Der Henker trat, das nackte Schwert in der Faust, an den Delinquenten heran, machte ihm einige sehr achtungsvolle Verbeugungen und hielt eine Rede an ihn, in der er tausendmal um Verzeihung bat, daß ein so erhabenes Haupt jetzt durch eine so unwürdige und schmutzige Hand fallen müsse.

Das Arbeitersängerfest in Hannover

Alles in der Welt hat einen Anfang und ein Ende. Auch das erste deutsche Arbeitersänger-Bundesfest ist zu Ende gegangen. Jedoch hier ist mit dem Ende des Festes nicht alles vorbei. Es wird vielmehr bei den Teilnehmern als Fest der Arbeit, als Fest der Völkerverbrüderung weiter leben. Mit diesen Zeilen soll nicht nur ein Bericht über das Fest gegeben werden. Hier sollen die Eindrücke, die unsere „Polnisch-oberschlesischen Sänger“ in Hannover und während der Fahrt gehabt, geschildert werden.

* * *

Hoffnungsfreudig und unternehmungslustig stiegen wir am 13. Juni, kurz nach Mittag, in Beuthen in den Zug, um nach Hannover zu fahren. Ein großer Teil von unseren Sängerinnen und Sängern war über Beuthen noch niemals hinausgekommen und so glänzten die Augen, in der Hoffnung, etwas zu sehen, etwas zu erleben. Augen und Ohren waren offen. Kein Dorf oder was sonst an der Bahnstrecke lag, entging der Aufmerksamkeit. Ja, ohne es zu wissen, bewunderten viele die Naturschönheiten und den Wechsel in der Landschaft, und das alles aus lauter Begeisterung. Lieder wurden gesungen, und so kamen wir nach Breslau. Hier ging es geschlossen zum Gewerkschaftshaus. Hier bekamen wir alle einen Ueberblick über die Arbeit in einer Stadt, wo es viele Sozialisten gibt. Das Gewerkschaftshaus und seine inneren Einrichtungen hatten einem jeden von uns seine Achtung abgerungen. Nachdem gewaschen und Toilette gemacht war, begann auch schon das für Breslau vorgesehene Konzert. Begrüßt wurden wir von einem Teil des Breslauer Volkschores im Saal mit zwei Liedern und dann begann unser Konzert, von welchem eine Rezension schon in dieser Zeitung veröffentlicht wurde. Nach dem Konzert holten die Breslauer Genossen und Sangesbrüder jeden seinen Quartiergast aus unseren Reihen. Der Vorstand, der noch die finanzielle Seite zu regeln hatte, blieb noch etwas länger im gemütlichen Kreise, und bei dieser Gelegenheit kam der „Stiebel“ mit der Inschrift: „Tut den Durst nur immer löschen! Doch mit Wasser laßt es sein. — Wasser, das gehört den Fröschen, und den Menschen Bier und Wein“, in Bewegung. Leider darf ich nicht aus der Schule plaudern, sonst — — —

Frühmorgens ¾6 Uhr ging es weiter nach Berlin. Unterwegs war die Aufmerksamkeit für die Landschaften noch genau so, wie am vorigen Tage. Hier stand eine Gruppe am Fenster und unterhielt sich über „geologische Landschaftsgestaltung“, dort ebenfalls. Besondere Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht bekam die „Brandenburger Sandwüste“ und deren Urbarmachung, die, wie man von den Fenstern aus sehen konnte, sogar im großen Maßstab ebtrieben wurde. Feldbahnen hat man gebaut und bedeckt die unfruchtbaren Stellen mit einer Schicht Humuserde.

Jedoch kurz vor Berlin erlahmte das Interesse und alles war gespannt auf die Vier-Millionenstadt. In Berlin selbst erging es wohl einem, und vielleicht nicht zu kleinen Teil, wie einem Kinde, das vor Staunen nicht weiß, ob es lachen oder weinen soll. Nachdem die ersten Straßen glücklich überquert waren, dahinter aber noch immer neue auftauchten, mit noch größerem Auto- und sonstigen Verkehr, nachdem man sich die Menschen angesehen, deren Vorwärtshasten auf die Sekunde berechnet ist, und die sich nicht kümmern, was vor oder hinter ihnen los ist, dann die unendlichen Häuserreihen, da wird sich wohl mancher klein vorgekommen sein und nach seinem Hinterdörfchen, wo er doch noch eine bescheidene Dorfgröße darstellt, gesehnt haben. Besonders noch, als er in sein zugewiesenes Quartier (Massenquartier in Jugend- und sonstigen Heimen) stundenlang fahren mußte und hinterher nicht mit dem nötigen Respekt empfangen, kam die Sehnsucht nach der Aufnahme bei den Breslauer Genossen. Eine Träne stahl sich ins Auge — ach, wäre ich zu Hause....

Am 15. Juni war dann Zeit, Berlin anzusehen. Nachmittags 4 Uhr begann die Probe im Senderaum, und um 5 Uhr das eigentliche Radiokonzert. Ein großer Teil der Sänger war heiser. Von den Schlafstellen, so behaupteten alle. Doch ich sage: Ueber nicht zusagende Quartierangelegenheit — schweigt des Sängers Höflichkeit... Abend 8 Uhr wurde dann ein Freikonzert weit draußen im Volkspark, Tempelhofer Feld, gegeben. Trotz der Kälte waren über 1000 Zuhörer anwesend.

Am 16. Juni ging es dann mit einem Extrazug Berliner Sänger weiter nach Hannover, und nun hatte der gesunde Humor wieder die Oberhand.

* * *

„Freundschaft!“ ist der erste Gruß, der uns froh entgegenschallt, und ebenso froh wird zurückgerufen: „Freundschaft!“ — „Freundschaft“, „Freundschaft“, „Freundschaft“ prangte von ungezählten Ehrenpforten. „Freundschaft“ war die Parole, unter welcher sich das halbe hunderttausend von herbeigeeilten Arbeitersängerinnen und -Sängern aus allen Teilen Deutschlands, ebenso die ausländischen Sänger und Abordnungen begrüßten und erkannten. Dieser Gruß war mehr als alle bürgerlichen Höflichkeitsphrasen, er kam vom Bruder und ging zum Bruder, er kam vom Herzen und ging zum Herzen. Musikkapellen standen am Bahnhof bereit, um sofort nach Ankunft der Züge (fast alle 10 Minuten kam am Sonnabend, den 16. Juni, ein Extrazug) die Sänger nach dem etwas weiter gelegenen Marktplatz zu bringen, wo eine kurze Begrüßungsansprache gehalten und im Anschluß daran die Quartiere verteilt wurden. Ordner gehen mit jedem Zug mit und begleiten die Sänger in ihre Quartiere. Man merkt es ihnen kaum an, daß sie schon 12 Stunden tätig gewesen sind. Jeder hat den festen Willen, sein Bestes zum Gelingen des Festes herzugeben.

*

Im Quartier

Der Wohnungsausschuß hatte es sich zur Aufgabe gemacht, für jeden am Feste teilnehmenden Sänger ein Quartier mit Bett zu besorgen. Von den ungeheuren Vorarbeiten, die hierzu nötig gewesen sind und beinahe ein ganzes Jahr erforderten, wollen wir nicht reden. Es sei nur festgestellt, daß die Quartierfrage glänzend gelöst war. Allerdings hat die hannoveranische Gastfreundschaft den Hauptanteil daran. Nicht nur von der arbeitenden Bevölkerung, sondern auch aus den bürgerlichen Kreisen waren Quartiere bereitgestellt und sogar der größere Teil ohne Bezahlung. Allerdings soll es hierbei Schlachtfeldhyänen gegeben haben, die pro Bett und Nacht bis zu 10 Mark verlangten. Jedoch waren annähernd 20 000 Quartiere übrig, und diese „Geschäftsleute“ werden wohl noch heute auf die Sänger warten.

Die Veranstaltungen

Wann wir schreiten Seit' an Seit'
Und die alten Lieder singen,
Und die Wälder wiederklingen,
Fühlen wir, es muß gelingen: —
Mit uns zieht die neue Zeit.
Einer Woche Hammerschlag,
Einer Woche Häuserquadern,
Zittern noch in unsern Adern.
Aber keiner wagt zu hadern:
Herrlich lacht der Sonnentag.

Birkengrün und Saatengrün:
Wie mit einer Bittgebärde
Hält die alte Mutter Erde,
Daß der Mensch ihr eigen werde,
Ihm die vollen Hände hin.

Wann wir schreiten Seit' an Seit',
Und die alten Lieder singen,
Und die Wälder wiederklingen,
Fühlen wir, es muß gelingen:
Mit uns zieht die neue Zeit.

Im Mittelpunkt der Veranstaltungen war das für Sonntag, den 17. Juni, mittags 12 Uhr, vorgesehene Massensingen im Stadion. Kein Wett- oder Kaiserpreissingen. Der Sinn obigen Liedes, welches der Dirigent Walter Hänsl, bevor es angestimmt wurde, als das neue Volkslied sehr treffend bezeichnete, zog durch die ganze Hauptveranstaltung: „Das Massensingen“. Nicht einzeln und gegeneinander sollen die Kräfte vergeudet werden. Die „Masse“ soll imponieren, die Masse soll sich eins fühlen, dann nur kann sie den Kampf gewinnen.

Schon am frühen Morgen ging es aus den Quartieren zu den Sammelplätzen, wo überall Werbekonzerte veranstaltet wurden. Von hier aus begann der sternförmige Einmarsch ins Stadion. (Man hatte nämlich, um Zeit und Kraft zu ersparen, von einem geschlossenen Demonstrationszug abgesehen. In 25 Zügen mit 44 Musikkapellen zogen die Sänger aus allen Teilen der Stadt ins Stadion. In dem Zuge, in welchem wir „Arbeitersänger aus Polen“ mitmarschierten, zogen als erster Chor die „Ungarn“, ein 64 Personen starker Männerchor aus Budapest mit Fahne und Tafel. Dann folgte unser Chor, bestehend aus 64 Sängerinnen und Sängern mit der Tafel „Arbeitersängerbund in Polen“. Hierin lag nun gerade etwas, woran man das „International-Einigende“ der Sänger erkennen konnte. Genau so, wie bei den Ungarn ein weithin sichtbares „Budapest“ zu lesen war, war es bei uns die Aufschrift „Polen“, und wir fühlten uns stolz als Arbeiterfriedensboten im Zuge zu marschieren. Man konnte an den Gesichtern der spalierbildenden Menge sehen, daß das uns zugerufene „Freundschaft“ keine Etikette war, sondern ehrlich vom Herzen kam. Im Stadion angekommen, sah man auch noch andere fremde Fahnen, wie amerikanische, holländische usw. und der Jubel wurde noch größer. Unübersehbar war die Schar der Sänger, und groß der Fahnenwald im Hintergrund. Aber auch an Zuhörern mangelte es nicht. Aus allen Bevölkerungsschichten waren sie anwesend und warteten auf den Gesang der Masse. In der Mitte des Stadion steht das Dirigentenpult mit einem Mikrophon, welches Verbindung mit im Rücken der Sänger aufgestellten Lautsprechern hatte. Durch diese gibt der Dirigent seine Anordnungen und die Probe beginnt.

Anfangs klappt es nicht ganz, und das ist schließlich verständlich, denn hier sind Sänger, die schon allein in ihren angeborenen Temperamenten so verschieden sind. Der Süddeutsche ist doch etwas flüssiger als sein Bruder von der Wasserkante, der Rheinländer trinkt Wein und der Ostpreuße Schnaps. Jedoch der Zauberstab des Dirigenten, unterstützt von seiner ganzen körperlichen Beweglichkeit, schafft zum Schluß doch die Einigkeit im Zungenschlag. Inzwischen ist aber der Wettergott auch nicht müßig und öffnet von Zeit zu Zeit seine Himmelsschleusen. Zwar tut es ihm nach jedem kleinen Regenschauer wieder leid und so läßt er die Sänger gleich hinterher durch die Sonne trocknen. Jedoch unabhängig von diesem Wetterwechsel entsteht bei den Menschenmassen eine neue Freiübung, die nicht im Programm vorgesehen ist: Das Schirmeauf- und -zumachen. Bevor das eigentliche Massensingen begann, bestiegen noch einzelne Redner die Dirigententribünen. Jedoch waren wir nicht nach Hannover gefahren, um uns Reden anzuhören, deshalb habe ich mir von der schönsten Ansprache nur gemerkt, daß der „Deutsche Arbeitersängerbund“ gegenwärtig 280 000 aktive Mitglieder zählt, von denen 75 000 Frauen sind, und 160 000 inaktive Mitglieder. Reichstagspräsident Loebe meinte, der Wettergott von Hannover wäre kein Freund von Reden unter freiem Himmel und wünscht dem Feste einen guten Verlauf. Von den Reden und auch oberflächlich von den Veranstaltungen wurde schon hier in einem anderen Bericht geschrieben und so möchte ich doch lieber beim Singen bleiben. Das Massenchorkonzert begann gegen 12 Uhr. Zuerst kamen die Männerchöre an die Reihe. Machtvoll und wuchtig hallt es hinein in die Luft in den Liedern Uthmanns „Sturm“ und „Tord Foleson“, gesungen aus tausenden Arbeiterkehlen. Man hört den Herbststurm im Liede pfeifen. Das morsche Holz bricht, es macht Platz für neue Saaten, für die junge Zukunft. Hoffnungsfreudig klangt es aus: „Wir sind der Sturm!“ Ebenso eindrucksvoll klingt „Torn Foleson“, die norwegische Sage, aus.

Innig und zart beginnt jetzt: „Brüder zur Sonne, zur Freiheit“, und wie ein Schwur rauscht es auf: Heilig die letzte Schlacht. Volkslieder: „Das Wandern“, und „Drauß ist alles so prächtig“ ertönen. Die Menge lauscht, vom Gesang hingerissen.

Die Frauenchöre singen mit klaren und reinen Stimmen Lieder vom Lieben und vom Meiden. Aber man hört auch, daß ihnen der Schmerz nicht fremd ist und der Kampf mit der Not zu ihrem Leben gehört. Wie es nun ausklingt: — — Taten und Opfer sei'n unser Gebot, wenn unserer Freiheit der Untergang droht!, hat man die Gewißheit: Diese Frauen wollen mitarbeiten, mitstreiten den Freiheitskampf.

In den Gemischten Chören kommt der Gesang nochmal richtig zur Geltung. „Wann wir schreiten Seit' an Seit' (so wird gesungen und alle) — fühlen wir, es muß gelingen, mit uns zieht die neue Zeit. Die Musik spielt einige Takte der „Internationale“, der Chor fällt ein. Die Zuhörer haben sich erhoben und alles, Musik, Chor und der größte Teil der Zuhörer bringen stark und übermächtig: Völker hört die Signale! Auf zum letzten Gefecht! Die Internationale erkämpft das Menschenrecht!

Wenn schon nach jedem Liede starker Beifall einsetzte, so wurde er jetzt zum brausenden Orkan. Langsam leert sich das Stadion. Die Massen ziehen ab zur Stadt und auf den Festplatz. Alle Redner haben dem „Arbeitersängerbund“ einen weiteren Aufstieg gewünscht. Aber ich glaube, die Massen, die hier mitgewirkt haben, werden selbst für das Fortbestehen und noch mehr für den Aufstieg sorgen.

Bei den übrigen Veranstaltungen, und es sind deren nicht wenig: 2 Begrüßungskonzerte, 9 Chor-Orchester-Konzerte, darunter bekannte Werke, wie „Missa solemnis“ von Beethoven. Haydn: „Jahreszeiten“ usw., auch die Uraufführungen von Arbeiterkantaten „Eiserne Welt“ und „Arbeitsauferstehung“. Außerdem 20 Chorkonzerte. Hierbei gab es Konzerte, ausgefüllt von Kirchenmusik bis zum Volkslied, vom Kunst- bis zum Kampflied, und ausgeführt von Männer-, Frauen-, Gemischten, Kinder- und Volkschören. Einzelne Chöre hatten es sich zur Aufgabe gemacht, einen Internationalen Abend zu veranstalten und sangen Lieder in allen Sprachen. Ich muß hier mit dem Aufzählen Schluß machen, sonst sagt der Karl, der mein Freund ist: Mänsch, Musik wie auf Jahrmarkt. — Der Zweck dieser vielen Veranstaltungen war ein wohl berechneter. Man wollte jeder größeren Chorgruppe Gelegenheit geben, Kunst und Können zu zeigen. Außerdem sollten auch die Sänger Gelegenheit haben, Konzerte anderer Sänger zu besuchen (von dieser Gelegenheit wurde ausgiebigst Gebrauch gemacht) und somit lernen, die Sonde der Kritik anzuwenden, um für sich auch etwas auf den Weg zu nehmen.

Ueber das Konzert unseres Chores geben wir die Kritik des „Volkswille“ von Hannover nachstehend.

*

Die Internationale des Gesanges

Chorgruppe Ungarn mit Oberschlesien (Polen).
Kampf- und Volkslieder.
Parkhaus.

Jedes Land hat seine charakteristischen Lieder, in allen Nationen wird die besondere wurzelechte Eigenart gepflegt, die auf dem Heimatboden volksbeständiger Gemeinschaft gewachsen ist, und aus dem Volkslied, aus den alten Ueberlieferungen, aus dem Kampf um Freiheit kommt.

Und das ist bei den Ungarn der Fall. Hier ist das Volkslied unzertrennbar mit dem Jahrhunderte dauernden alten Kampf um Freiheit, mit der Person der Kämpfer verbunden. Trotz, Kraft, Temperament, Sturm, Sehnsucht suchen und finden den gemeinsamen Ausdruck im Lied. Und das ist das Seltsame dabei, jeder versteht es trotz der ungarischen Sprache. Lieder, Musikwerke sprechen zu allen Menschen der Erde, denn in allen Menschen leben alle jene Bestrebungen. Daß sie von diesen Ungarn besonders temperamentvoll und angriffsfreudig vorgetragen würden, hatte man erwartet. Aber man wurde überrascht. Denn dieses alles verband sich mit so einer unglaublich hohen entwickelten Vortragskunst, mit einem so ausgesucht schöner Stimmaterial und einer so künstlerischen Wiedergabe, die an höchste Vollendung grenzt, daß füglich eine Kritik schweigen muß.

Und man kann nur eins sagen: man wurde hingerissen, gepackt, geführt, aufgewühlt im tiefsten Innern, im letzten dunkelsten Gefühl.

Es sind alles ungarische Kompositionen, aber nicht das ist allein entscheidend, die Weise des Vortrags ist ausschlaggebend. Schon das erste Lied fesselt und begeistert den ganzen Saal. Diese Disziplin, diese unerhörte Präzision, dieses Anschwellen, Abbrechen, Auffangen und diese Klangfülle hat man lange nicht gehört. Getragen aus den dunkelsten Tiefen, vom weichsten, leisesten Pianissimo bis zum brausenden Forte bricht es wie Feuer auf bei der „Arbeiterhymne“ von Ernst Langi.

Bei der „Fahnenentfaltung“ von Karl Novak, einem stolzen, trotzigen Lied, in einem Tempo ohnegleichen, leuchten die Tenöre dieser Ungarn in einer unglaublichen metallischen Reinheit und Höhe und fügen sich mit den Bässen zu einem brausenden Orchester zusammen. Das ist der Kampf. Im „Lied vom Liede“ von Guido Pogatschinnig, in der „Serenade“ von Demeny und im „Ungarischen Volksliederkranz“ von Karl Novak kam das Volkslied, das Wurzelechte, zum höchstvollendeten Ausdruck und wurde mit äußerster, artistischer, künstlerischer Gestaltung vorgetragen. Der Dirigent dieser Schar (die fast nur aus Jüngern der Schwarzen Kunst besteht), heißt Karl Novak. Tausend Dank für diesen herrlichen Genuß, für diese Aufrüttelung, für diesen Elan, diesen Schwung, der manchen Vereinen noch sehr fehlt. Rauschender Beifall, ekstatische Begeisterung, ein ungeheurer Jubel bricht los, als das letzte Lied verklungen ist.

Mitten im Beifall kommt der 1. Vorsitzende des Arbeiter-Sängerbundes, Fehsel, aufs Podium und spricht mit dem Ausdruck des tiefsten Dankes für Verbrüderung und Völkerversöhnung. Ein Herz, ein Volk, ein Vaterland. Dr. Alfred Guttmann (Berlin) sprach kurz im Sinne der Arbeiterinternationale des Gesanges und wies auf die Bedeutung hin, die dem heutigen Tage innewohnt. Zwei Volksstämme stehen heute hier, die keine Mühe gescheut haben, hierher zu gelangen, um mitzuhelfen am Aufbau der Internationale des Gesanges. Polen und Ungarn. Nicht endenwollender herzlicher Beifall surrt wieder von Volk zu Volk. Ein Beweis dafür, daß alle Kunst international ist und als höchstes Bindungsmittel für die Eintracht und Verbrüderung der Völker gilt.

Wieder ertönt rasender Beifall, als die Oberschlesier (jetzigen Polen) in ihrer schmucken, kleidsamen, einheitlichen Tracht exakt aufs Podium steigen. Das unsterbliche Lied begleitet jeden Deutschen, ob er abgetrennt im jetzigen fremden Staate oder in Amerika lebt. Ueberall wird gesungen von der Liebe Lust und Leid, vom Volkslied im „Schlesischen Betteltanz“.

Naturgemäß wird auch das Kunstlied gepflegt: Mozart, Karl M. v. Weber, Mendelsohn und Beethoven. Nach den Ungarn hatte es diese Chorgruppe Polen nicht leicht, denn Ungarn war schlechtweg nicht zu überbieten.

Aber diese frischen, jungen, kräftigen Stimmen, von denen besonders der Sopran durch die bestechende Reinheit der Höhe gefiel, stellten sich würdig mit ihrem Dirigenten Birkner neben die Ungarn. Ihre Stärke liegt im Humorvollen, gerade dort, wo der Charakter der Heimat, das Wesen der Bewohner zutage tritt, so im schon angeführten „Betteltanz“, in dem Liede „Mit Lust vor wenig Tagen“, wo die Quellen des Gemüts, der Heiterkeit, der Liebe sprudeln. Auch im „Russischen Trauermarsch“, in dem weichen klagenden „Entflieh mit mir“ von Mendelssohn, in denen die slawische Verbundenheit mit dem Wesen des Liedes zusammenklingt, wurden Höchstleistungen vollbracht. Nicht endenwollender Beifall brach noch einmal donnernd herein, als beide Chöre sich gegenüberstanden, noch einmal sangen und sich gegenseitig zuwinkten mit dem Rufe „Freundschaft“. — Ein unvergleichliches Erlebnis. Und die Hauptsache: Die Internationale der Sänger marschiert.

K. Br.

(Fortsetzung folgt.)



Freigewerkschaftliche Rundschau



Die volkswirtschaftliche Bedeutung einer Lohn- oder Gehaltssteigerung

Von Sylvester Gorny.

Die oberschlesischen Arbeiter und Angestellten der Schwerindustrie bemühen sich schon seit mehreren Monaten um Erhöhung ihrer Löhne und Gehälter, ohne daß diese Bemühungen bis heute irgend einen praktischen Erfolg gebracht hätten. Ein unvoreingenommener Wirtschaftspolitiker muß aber zugeben, daß die heutigen Löhne und Gehälter in Polnisch-Oberschlesien höchst unzureichend sind. Diese Gründe waren es, die die Regierungsinstanzen (Schlichtungsausschuß — Arbeitsminister) dazu bestimmt haben mochten, im Handel, bei der Kleinbahn, in der Land- und Forstwirtschaft, im Holzgewerbe, sowie in anderen Industriezweigen die Arbeiterlöhne bezw. Gehälter zu erhöhen. Entsprechende Schiedssprüche der Schlichtungsinstanzen liegen bereits vor.

Nur in der oberschlesischen Schwer- und weiterverarbeitenden Metallindustrie kommen die Lohnverhandlungen gewöhnlich nicht vom Fleck. Die Arbeitgeberverbände sind grundsätzlich gegen eine Erhöhung eingestellt. Auch der Schlichtungsausschuß hat den Arbeitern in der Kohlenindustrie vor etwa 3 Monaten eine Lohnerhöhung abgelehnt. Obwohl die Regierung kurz nach den Parlamentswahlen in Polen zu einer Kohlenpreiserhöhung von 10 Prozent ihre Zustimmung gab, ist man der Arbeiterschaft gegenüber inkonsequent und ungerecht gewesen, als man ihr eine Lohnerhöhung versagte, zumal auch eine gewisse Steigerung des Lebenshaltungsindexes zu konstatieren ist.

Volkswirtschaftlich betrachtet ist der Standpunkt der oberschlesischen Unternehmerkreise, die die Wirtschaftlichkeit ihrer Betriebe nur auf Kosten der Arbeiter und Angestellten aufrecht erhalten wollen, außerordentlich unklug. Auch die Regierung handelt hier durchaus kurzsichtig, weil damit der Volkswirtschaft kein Nutzen, sondern ein beträchtlicher Schaden zugefügt wird. Der moderne Unternehmer denkt heute auch in der Lohnpolitik ganz anders. Auch der Staat hat ein Interesse daran, daß er einen stark aufnahmefähigen Inlandskonsum für die im Lande produzierten Waren und Erzeugnisse besitzt. Nur wenn die große Masse der Verbraucher, das sind die Angestellten und Arbeiter, eine genügende Kaufkraft besitzt, ist die Voraussetzung für einen starken Inlandskonsum gegeben. Diese genügende Kaufkraft ist im Volke wiederum dann vorhanden, wenn Angestellte und Arbeiter angemessene Gehälter und Löhne verdienen.

Dr. Felix Pinner schreibt darüber in seinem im Handelsteil des „Berliner Tageblattes“ vom 9. d. Mts. erschienenen Artikel „Die Treppe nach oben“ folgendes: „Große Akkumulation fordert große Konsumtion. Die große Entwicklung der letzten Periode der kapitalistischen Großwirtschaft war die Entwicklung des Arbeiters als Konsumenten, ja als des Hauptkonsumenten, ohne den der hochentwickelte Produktionsprozeß der modernen Wirtschaft nicht bestehen und fruchtbar werden kann. Nicht die Länder mit der größten unternehmerischen Akkumulation und Konzentration sind darum die Länder der niedrigsten Löhne, sondern umgekehrt, bei ihnen ist das Lohnniveau höher als bei den Ländern mit geringerer Akkumulationsstufe. Auch in Deutschland hat man sich allgemach bis an die Schwelle dieser Erkenntnis vorgearbeitet und die innere Wirtschaftsführung handelt in großen Linien gesehen auch bei uns schon mindestens unbewußt oder halbbewußt nach ihr. Es gibt nur noch wenige rückständige Schichten des Unternehmertums, die von dieser Erkenntnis noch gar keinen Hauch verspürt haben und nicht wenigstens in der Theorie anerkennen, daß ohne stetige Stärkung der Massenkaufkraft eine kraftvolle Fortentwicklung der Produktion unmöglich ist. Aber im praktischen Einzelfall vergessen allzu große Teile der Produzentenschaft immer wieder das, was sie gelernt oder doch eigentlich das, was sie gelernt haben müßten. Sie vergessen es immer wieder gerade dann, wenn Lohnverhandlungen mit ihren eigenen Arbeitern geführt werden, und sich dabei zeitweilige Schwierigkeiten für ihre Kalkulation der Gestehungskosten und der Preisbildung ergeben. Der Kohlenproduzent z. B., der seinen Arbeitern einen höheren Lohn zahlen will, weist darauf hin, daß diese Arbeiter für jenen höheren Lohn nur zum geringen Teil Kohlen, dagegen überwiegend andere Bedarfsartikel kaufen werden. Dieser Gesichtspunkt bestimmt sein Handeln mehr als die weitergehende Forderung, daß die Industrien, in deren Produktion die Arbeiter zunächst ihren Bedarf in höherem Maße befriedigen, in kurzer Zeit einen gesteigerten Bedarf an Kohlen haben und bei der Kohlenindustrie decken werden. Aus dieser Denkart, die immer zunächst die jeweilige Besonderheit und in zweiter Linie erst das System der allgemeinen Wechselwirkung betrachtet, haben große Teile unserer Unternehmerschaft noch nicht herausgefunden. Sie sehen zwar schon das neue Problem, aber sie fallen immer wieder in ihre alten Traditionen und Traktiken zurück, wenn sie handeln und gewähren sollen.“

Es ist also klar auf der Hand, daß die Wirtschaftlichkeit der Betriebe absolut nicht darunter leidet, wenn man der Arbeiterschaft hohe Löhne zahlt, im Gegenteil kommt der dadurch einsetzende erhöhte Verbrauch der Wirtschaft wieder zugute.

Eine schlecht entlohnte Arbeiterschaft steht dem Produktionsprozeß apathisch gegenüber. Dagegen braucht der moderne Wirtschaftsbetrieb arbeitsfreudige Menschen, die nicht bedrückt werden von Sorgen um ihre Existenz. Im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“ schreibt darüber Dr. von Zwiedinek-Südenhorst, Professor an der Universität München unter „Lohntheorie und Lohnpolitik“ folgendes:

„Die Ideologie des Unternehmertums in der Zeit der aufkommenden Großindustrie, die sich in den großen englischen Parlaments-Enqueten spiegelt und der kein Lohn niedrig genug war, ist längst überwunden. Nicht die niedrigst entlohnte Arbeitskraft wird dem Rationalisierungsbestreben gerecht, sondern die beste, leistungsfähigste und freudigste, mag sie auch mit vergleichsweise hohen Löhnen dem Betrieb gewonnen werden müssen.“

Aehnliches schreibt Dr. Heinrich Herkner, Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Berlin in seinem Werk „Die Arbeiterfrage“, 1. Band, über die Lohnerhöhungen: „Asketisch gestimmte Ethiker können den Einwand erheben, daß die Einschränkung materieller Bedürfnisse sicherer als deren Steigerung zu innerem Glück und Seelenfrieden leitet. Dagegen werden die Unternehmerkreise, welche selbst rastlos und heute zum großen Teil ebenfalls mit Hilfe von Koalitionen, Kartellen und Syndikaten an der Mehrung ihres materiellen Wohlstandes arbeiten, das gleiche Streben auf seiten der arbeitenden Klasse nicht leicht verurteilen können, ohne in bedenkliche Inkonsequenzen zu verfallen. So fatal dem Arbeitgeber anspruchsvolle Arbeiter sein mögen, noch weniger kann er auf die Dauer mit bedürfnislosen Arbeitern auskommen, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche die mehr oder minder große Konsumtion der Arbeitermassen doch auch für die Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes besitzt.“

So urteilen anerkannte Volkswirtschaftler, die nicht den sozialistischen, sondern im Gegenteil rein bürgerlichen Kreisen angehören, über niedrige und hohe Löhne.

Aber auch die Unternehmer kommen immer mehr zu der Ueberzeugung, daß in der Lohnpolitik andere Wege eingeschlagen werden müssen. Der modernste unserer heutigen Kapitalisten, der amerikanische Multimillionär Henry Ford schreibt in seinem Buch „Mein Leben und Werk“ folgendes über die Löhne:

„Nichts ist im Geschäftsleben so weit verbreitet, wie die Redensart: „Ich zahle auch die üblichen Löhne“. Der gleiche Geschäftsmann würde sich schwer hüten zu erklären: „Meine Waren sind nicht besser und nicht billiger als die der anderen“. Kein Fabrikant würde bei gesundem Verstande behaupten, daß das billigste Rohmaterial gleichzeitig die besten Waren liefert, warum denn das viele Gerede über „die Verbilligung der Arbeitskraft“, über den Vorteil, den ein Sinken der Löhne bringen würde — wäre das nicht gleichbedeutend mit einem Herabdrücken der Kaufkraft und einem Sinken des inneren Marktes? Welchen Nutzen hat die Industrie, wenn sie so ungeschickt geleitet wird, daß sie nicht allen Beteiligten eine menschenwürdige Existenz zu schaffen vermag? Keine Frage ist so wichtig, wie die Lohnfrage — die Mehrzahl der Bevölkerung lebt von Löhnen, ihr Lebens- und Lohnstandard ist maßgebend für den Wohlstand des Landes. — Es wäre aber eine schlechte Moral und das schlechteste von allen Geschäftsprinzipien, wollten wir zu dem alten Prinzip des „üblichen Lohnes“ zurückkehren.“

Die obigen Ausführungen prominenter Volkswirtschaftler decken sich vollkommen mit den Bestrebungen der Gewerkschaften, Löhne und Gehälter auf eine angemessene Höhe zu bringen, ohne selbstverständlich die Wirtschaftlichkeit der Betriebe in Frage zu stellen. Daß tatsächlich höhere Löhne wiederum dem Wirtschaftsprozeß zugute kommen, ist durch die Erklärung Dr. Pinners bestätigt. Die oberschlesische Schwerindustrie ist noch weit davon entfernt, eine moderne Lohnpolitik in oben angeführtem Sinne zu betreiben. Statt Förderung einer gesteigerten Konsumtion treibt sie Raubbau im wahrsten Sinne des Wortes auch an der Wirtschaftlichkeit ihrer eigenen Betriebe. Sie muß aber langsam zu der Einsicht gelangen, daß diese grundsätzliche Ablehnung jeglicher Gehalts- und Lohnerhöhungen auch ihr selbst schadet. Nicht nur die Industrie, sondern auch der Staat hat ein lebhaftes Interesse daran, daß die gegenwärtig akuten Lohn- und Gehaltsfragen in Polnisch-Oberschlesien eine befriedigende Lösung finden. **Wollen daher die kompetenten Regierungsstellen den Wirtschaftsfrieden wahren und ihn weiter aufrecht erhalten, dann müssen sie auch den berechtigten Wünschen der oberschlesischen Arbeiter und Angestellten in bezug auf die Lohnpolitik Rechnung tragen.**

Wichtig für Knappschaftsmitglieder der „Spolka Bracka“

Der Krieg und die Nachkriegszeit hat es mit sich gebracht, daß die jüngere Generation viel schwächer entwickelt ist. Man sieht das schon bei den Schulkindern, besonders an ihren Zähnen. Diejenigen, welche Mitglieder der Knappschaftskrankenkasse sind, können in Knappschaftskliniken behandelt werden, natürlich nur unter gewissen Bedingungen. Um die Knappschaftsmitglieder damit bekannt zu machen, bringen wir nachstehende Verordnung des Vorstandes der „Spolka Bracka“:

Gemäß § 27 Abs. 9 des Statuts der Spolka Bracka vom 28. 2. 1925, in der Fassung des 2. Nachtrages, steht den Familienangehörigen der Mitglieder, die sich im ungekündigten Arbeitsverhältnis befinden nach § 27 Abs. 1 kurberechtigt sind, und zwar bei Ehefrauen, Kindern und Stiefkindern unter 16 Jahren, sofern sie in einem der Bezirke der Knappschaftskliniken (§ 16 Abs. 4) wohnhaft, nicht selbst gegen Krankheit versichert sind, das Recht auf kostenlose Zahnbehandlung in den Knappschaftskliniken oder bei den zur Behandlung zugelassenen Zahnärzten und Dentisten.

Ein Recht zur Zahnbehandlung nach § 69 Abs. 3 des Nachtrages zum Statut steht nicht den Invaliden, ihren Ehefrauen, ihren Kindern, Verwandten und Waisen zu, weshalb ihre Behandlung in Knappschaftskliniken nur im Wege einer außerordentlichen Unterstützung nach vorherigem Antrag beim zuständigen Knappschaftsälteste erfolgen kann.

Die Zahnbehandlung war auf Grund eines zuständigen Beamten des Knappschaftsvorstandes ausgestellten Unterstützungsscheins (Form. Nr. 75) gewährt, während es einer Vertretung durch den Bezirksarzt nicht mehr bedarf.

Jede Person, die sich zur Behandlung meldet, muß dem Arzt außerdem die Verkehrskarte bezw. einen Personalausweis vorlegen, damit der Arzt die Identität der Person feststellen kann.

Die kostenlose Zahnbehandlung von Familienangehörigen in den Knappschaftskliniken umfaßt die Konservierung an Zähnen, und zwar:

a) Zahnbehandlung (Bleivergiftung und Fäulnisansatz u. dergl.).
b) Plomben,
c) Ekstraktion der Wurzeln und Zähne,
d) örtliche Betäubung,
e) Kanalbetäubung.

Für bessere Plomben, für technische Arbeiten, mithin für Herstellung künstlicher Gebisse, Reparaturen, Metallarbeiten, die in technischen Knappschaftslaboratorien ausgeführt werden, müssen die Patienten an das zuständige Knappschaftslazarett die Sätze nach dem von dem Vorstand der Spolka Bracka festgesetzten Preisverzeichnis entrichten.

Falls eine kurberechtigte Person die Ausstellung eines Ueberweisungsscheins (Form. Nr. 75) zwecks Lieferung eines künstlichen Gebisses, einer Umarbeitung oder Reparatur fordert, so hat der Beamte des Knappschaftswerkes, der den Ueberweisungsschein ausstellt, dieser Person anzugeben, in welche Knappschaftszahnklinik sie sich zu begeben hat.

Die Zahnärzte resp. Dentisten, die zur Behandlung zugelassen sind, führen kostenlos die Konservierungen der Zähne, Ekstraktionen ohne Betäubung aus.

Dieses Rundschreiben hat noch heute Gültigkeit und danach haben sich die Knappschaftsmitglieder zu richten. Bei Lieferung eines künstlichen Gebisses, Umarbeitung solcher oder Reparatur haben die Patienten drei Fünftel, die Knappschaftskasse zwei Fünftel der Herstellungskosten zu tragen.

Deputatkohle und Ernährerfrage im Kohlenbergbau

Am 26. Juli 1920 wurde diese Angelegenheit beraten und durch Schiedsspruch des Schlichtungsausschusses vom 13. August 1924 endgültig entschieden, so daß bis heute diese Fassung im Manteltarif vorhanden ist. Zu jener Zeit hatte man noch nicht damit gerechnet, daß Tausende von Bergarbeitern auf die Straße geworfen werden, worunter auch die Belieferung mit Hausbrandkohle und die Ernährerfrage im Grunde stark erschüttert wurde.

Im § 8 des Manteltarifs unter D steht geschrieben: Ernährer im Sinne vorstehender Bestimmungen ist diejenige Person, die an Stelle des fehlenden oder erwerbsunfähigen Familienvaters erwerbsunfähige Großeltern, Eltern, Kinder oder Geschwister unterhält und mit den Unterhaltenen zusammen wohnt.

In jeder Familie gilt nur eine Person als Ernährer im vorstehenden Sinne, und zwar ist jeweils die älteste erwerbsfähige Person, soweit diese nicht ausschließlich im Haushalt tätig sein muß.

Durch die vielen Reduzierungen kam es in vielen Fällen vor, daß die älteste Tochter der Familie die Arbeit verloren hatte. Das zweite Kind, nehmen wir an, es ist ein Sohn, und arbeitet auf der Grube, gilt nach dieser Bestimmung nicht mehr als Ernährer. Die Arbeitsgemeinschaft gab sich schon die größte Mühe, um diesem Uebel abzuhelfen, aber bis dahin vergebens. Der ganze Manteltarif muß von Grund auf revidiert und von neuem entsprechend den heutigen Verhältnissen aufgebaut werden. Die Berginspektion des Fürsten von Pleß hat unter dem 22. März 1928 an alle ihre Verwaltungen ein Rundschreiben in dieser Frage ergehen lassen, nach welchem der Ernährer für verschiedene Beglaubigungen, Urkunden usw. 40 oder mehr Zloty herausschmeißen und verschiedene Fahrten machen mußte., um diese Urkunden zu beschaffen, und dann kommt die Frage, ob ihm das noch etwas nützen wird. Uebrigens kann sich ein jugendlicher Arbeiter diese Ausgaben gar nicht leisten. Das Rundschreiben der Berginspektion des Fürsten von Pleß hat nachstehenden Wortlaut:

Betr. Nachprüfung der Anträge auf Gewährung der Ernährerzulage und Ernährerkohle.

Es wurde festgestellt, daß einige Gemeinden die Anträge auf Prüfung der Ernährereigenschaft nicht ganz einwandfrei ausfüllen, sondern sich oft auf die Angaben der Antragsteller verlassen.

Es wird angeordnet, daß nach Eingang der ausgefüllten Antragsformulare die Antragsteller die notwendigen Unterlagen beizubringen haben, und zwar:

1. Sind mehrere Geschwister eines Antragstellers irgendwo beschäftigt, muß der Antragsteller glaubhaft nachweisen:
   a) wo diese Geschwister arbeiten,
   b) was sie verdienen und
   c) daß sie keine, bezw. wieviel Zentner Deputatkohle beziehen.
2. Einen amtlichen Nachweis von der Gemeinde, aus dem hervorgeht:
   a) welche Personen der Antragsteller zu unterhalten hat,
   b) wie alt diese sind,
   c) daß er mit ihnen zusammen wohnt und
   d) daß alle diese Personen gänzlich arbeitsunfähig sind und daß sie kein Vermögen besitzen, bezw. worin das Vermögen besteht.

Die Gruben müssen sich außerdem vorlegen lassen:

3. Nachweis, daß der Antragsteller ganz oder in welchem Verhältnis mit seinen Geschwistern zusammen zum Unterhalt gesetzlich verpflichtet ist.
4. Neuesten amtlichen Rentenbescheid, aus dem hervorgeht wieviel Rente und aus welchen Kassen die zu unterhaltenden Personen erhalten. Ferner hat er anzugeben, durch welche Postanstalt das Geld gezahlt wird, bezw. bei direkter Abholung der Rente, von welcher Kasse und wofür die Rente gezahlt wird.
5. Die gänzliche bezw. teilweise Arbeitsunfähigkeit muß durch ein ärztl. Attest nachgewiesen werden. Die Bescheinigung, daß die zu unterhaltende Person ganz oder teilweise berufsunfähig ist, genügt nicht.
6. Sind Kinder (Geschwister) im Alter bis zum 14. Lebensjahre zu unterhalten, dann müssen ihre Geburtsurkunden vorgelegt werden.

Wir ersuchen, die eingehenden Anträge mit vorbezeichneten Unterlagen zu versehen, bezw. die Anträge vorzuprüfen und der B. J. L. s. Zt. spätestens am 15. 4. 28 zur Entscheidung vorzulegen.

Eine Aufstellung des Verdienstes des Antragstellers nebst Geschwistern bezw. Einkommen aus Renten der angeblich zu Unterhaltenden ist zum Schluß auf jedem Antrage für den letzten Monat anzufertigen, um zu ersehen, wieviel die Familie monatlich Einkommen hat und in welchem Grade Unterstützungsbedürftigkeit vorliegt.

Laziska Srednie, den 22. März 1928.

Berginspektion des Fürsten von Pleß
gez. Dinter.

Es hat doch keinen Zweck, sich zu organisieren?

Man schreibt uns: Aus stumpfsinnigen Arbeitern, die sich von den Unternehmern alles bieten ließen, hat die Gewerkschaftsbewegung in wenigen Jahrzehnten in allen Industriestaaten eine klassenbewußte Arbeiterschaft geschaffen, nur nicht bei uns in Polnisch-Oberschlesien, wo noch 80 Prozent der Arbeiterschaft dem Klassenbewußtsein und Solidarität fernstehen. Bei uns kommen an erster Stelle die Bergarbeiter in Betracht. Darum ist es nicht verwunderlich, wenn heute durch die schwachen Organisationsverhältnisse im Bergbau, unsere berechtigten Forderungen nicht durchgesetzt werden können. Es hat doch keinen Zweck sich zu organisieren, hört man es immer wieder von den Fernstehenden, weil die Lohnerhöhungen durch die Schlichter von selbst erhöht werden und die Führer die Interessen der Arbeiter nicht vertreten. Bei jedem denkenden Arbeiter steht es wohl außer Zweifel, daß die Löhne sich nie erhöht hätten und die Arbeitszeit verkürzt worden wäre, wenn nicht die gewerkschaftliche Organisation das treibende Element dieser Entwicklung gewesen wäre. Hier muß den Arbeiter weiter noch die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Solidarität aller arbeitenden Menschen zur Erreichung einer besseren

Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zur Organisation treiben. Anstatt zu dieser Erkenntnis zu gelangen, huldigen unsere oberschlesischen Proleten dem Nationalismus beider Richtungen — welcher die sklavische Unterjochung und Verelendung der Arbeitermassen durch die Machthaber betreibt, denn die Unterjochung der Arbeitermassen wird solange bestehen, solange dem Nationalismus gehuldigt wird, was eine Verzichtleistung auf menschliche Würde, Vernunft, Bewußtsein und Solidarität bedeutet. Die hiesige Arbeiterschaft aber, von der Arbeit so erdrückt, daß sie weder Zeit noch Kraft besitzt, die ihm aufgezwungenen Ideen oder die ihm gestellten Forderungen zu erfassen und zu prüfen, beugt sich meistenteils ohne Murren unter das Joch. Das dem meistenteils so ist, beweisen am besten die letzten Sejmwahlen, das Lesen der bürgerlichen und kapitalistischen Presse, nebst die Zugehörigkeit zu den nationalistischen Vereinigungen nebst Gewerkschaften. Die Klassenkampfgewerkschaften und Arbeiterpresse werden als zwecklos übersehen. Darum ist es nicht verwunderlich, wenn die Massen in den Betrieben drangsaliert werden und die Lohnforderungen der Gewerkschaften verächtlich übersehen werden, obwohl die Arbeiterschaft schon seit Jahrhunderten die Bürden der Welt trägt und den Wohlstand und Reichtum der Nationen geschaffen hat. Hier sieht man nicht, das der Wohlstand, den der Arbeiter schuf, seinem Leben gehören muß. Nicht die Worte, es hat doch keinen Zweck sich zu organisieren, wie man es von den stumpfsinnigen Unorganisierten immer hört, sondern hinein in die Klassenkampfgewerkschaften. In der heutigen Zeit, wo den Unternehmern im täglichen Kleinkampf vor den Gerichten und Schlichtungsbehörden die Erfüllung der Schiedssprüche über die Arbeitszeit, den Lohn usw. abgerungen werden muß, zeigt sich die unbedingte Notwendigkeit einer starken Organisation, wie es die freien Gewerkschaften sind.

Mitteilungen
des Bundes für Arbeiterbildung

Nikischschacht-Gieschewald. Am Sonntag, den 1. Juli, nachm. 1½ Uhr, Sammeln zum Ausflug nach Cmok bei der Grubenhaltestelle Gieschewald. Aus Nikischschacht um 1½ Uhr Abfahrt von Karmerschacht nach Gieschewald.

Versammlungskalender

Mitgliederversammlungen des Deutschen Bergarbeiterverbandes.

Zawodzie. Die Mitgliederversammlung des Deutschen Bergarbeiterverbandes, Zahlstelle Zawodzie, findet Sonntag, den 1. Juli d. Js., vormittags 10 Uhr, im Schützenhause (Stara Strzelnica), Zawodzie, statt. Referent zur Stelle.

Zalenze. Am Sonntag, den 8. Juli d. Js., vormittags 9½ Uhr, bei Golczyk.

Neudorf. Sonntag findet um 9½ Uhr vormittags bei Gorecki die fällige Mitgliederversammlung statt. Referent zur Stelle.

Ober-Lazisk. Am Sonntag, den 1. Juli d. Js., vormittags 10 Uhr, bei Mucha. Referent: Gen. Red. Helmrich.

Referenten werden zu diesen Versammlungen gestellt.

Mitgliederversammlungen des Deutschen Metallarbeiterverbandes.

Am 1. Juli cr. finden Versammlungen des Deutschen Metallarbeiterverbandes in nachstehenden Orten statt: Königshütte, Kattowitz, Bismarckhütte, Schwientochlowitz, Laurahütte, Lagiewniki, Nikolai, Friedenshütte, Tarnowitz. Diese finden vormittags 10 Uhr statt. Referenten sind überall zur Stelle.

Am gleichen Tage findet die Wahl des Delegierten zur Verbandsgeneralversammlung statt. Die Wahlzeit ist von 10 Uhr vorm. bis 4 Uhr nachm.

Alle Kollegen sind verpflichtet, nicht nur zur Wahl und zur Versammlung zu erscheinen, sondern ihre Mitkollegen zur Teilnahme anzuspornen.

Mitgliedsbuch ist unbedingt mitzubringen.

Kattowitz. Freidenker. Sonntag, den 1. 7., nachmittags 3 Uhr, Freidenkerversammlung im Saale des Zentralhotels.

Siemianowice. Ortsausschuß. Am Montag, den 2. Juli 1928, abends 7½ Uhr, findet bei Herrn Klinn (Kosdon) eine Ortsausschußsitzung des Ortskartells der Freien Gewerkschaften statt. Bericht über die letzte Bezirksausschußsitzung vom 26. 6. 28. Als Referent Genosse Helmrich.

Eichenau. D. S. A. P. Am Sonntag, den 1. Juli, nachmittags 3 Uhr, Mitgliederversammlung im bekannten Lokal (Jezierowski). Ref.: Redakteur Helmrich.

Hohenlinde. Freidenkerverein. Am Sonntag, den 1. Juli cr., vormittags 10 Uhr, findet im Lokal des Herrn Brachmainski in Hubertushütte die fällige Monatsversammlung statt. Auf der Tagesordnung wichtige Punkte. Referent erscheint. Um vollzähliges Erscheinen wird ersucht.

Ruda. D. S. A. P. Sonntag, den 1. Juli, vormittags 10 Uhr, Parteiversammlung der D. S. A. P. im bekannten Lokal. Die Bergarbeiter sind auch hierzu eingeladen. Referent zur Stelle.

Vermischte Nachrichten

Der mexikanische Wunderdoktor.

In dem kleinen Orte Espinosa im Staate Nuevo Leon hat ein Wunderdoktor sein Zelt aufgeschlagen, und Tausende strömen zu ihm. Krüppel, Invaliden, Gemütskranke nud Unheilbare drängen sich zu ihm, um sich behandeln zu lassen. Aber es dauert lange, ehe man zu dem großen Arzt gelangt. Zu gewaltig ist die Schar der Patienten. Und so haben die Wartenden ihr Zelt um das Lager des Wunderdoktors aufgeschlagen, und es ist eine ganze Stadt von Zelten entstanden, in der der Name des Heilbringers nie verstummend von den Lippen vieler tausend Kranker schallt. Schon sind einige gestorben, ehe sie den Wunderarzt erblicken konnten, Tausende warten auf ihn; gläubig; nichts kann das Vertrauen zu der Macht dieses Mannes erschüttern. Wer ist nun dieser Wunderdoktor, zu dem Tausende eilen? Fidenco heißt er und ist 25 Jahre alt. Ueber seiner Herkunft schwebt ein gewisses Dunkel, doch soll er von amerikanischen Eltern stammen. Seinen Ruf als Wunderdoktor hat er einigen unter sonderbaren Umständen erfolgten Heilungen zu verdanken, und das Volk glaubt nun an ihn wie einst an den Messias. Für die Heilung verwendet der seltsame Arzt eigenartigerweise nur zwei Medikamente, eines für äußere und eines für innere Gebrechen. Daneben bedient er sich noch einiger Zangen, mit denen er alle möglichen Arten von Zahnoperationen ausführt. So grob seine Methode auch erscheint, bei den Heilungsuchenden ist sie sehr beliebt, alle Kranken beteuern, daß sie keinerlei Schmerzen empfunden hätten. Der Ruf des Wunderdoktors ist sogar bis zu dem Präsidenten Calles gedrungen, und die Gläubigen des Arztes flüstern es sich befriedigt zu, daß auch der Präsident demnächst zum Wunderdoktor kommen werde.

Gibt es einen Heimatsinn der Tiere?

Die geheimnisvolle Sicherheit, mit der Brieftauben und die Zugvögel, aber auch andere Tiere, wie Hunde und Katzen, ihre Heimat wiederfinden, hat zu der Annahme geführt, daß manche Tiere einen besonderen Sinn besäßen, der ihnen diese erstaunlichen Leistungen ermöglicht. Der französische Zoologe Etienne Rabaud, der dieses Problem jetzt in einem Buch „Wie finden Tiere ihren Weg?“ behandelt, leugnet aber entschieden das Vorhandensein eines solchen mysteriösen Sinns, sondern glaubt, daß diese Erscheinung sich vollständig aus der Gedächtniskraft der Tiere erklären läßt. Anhaltspunkte der verschiedensten Art werden durch Geruch, Gesicht, Gefühl und Geschmack im Gehirn verzeichnet und von den Tieren mit außerordentlicher Zähigkeit festgehalten. Es gibt wohl noch viele Tatsachen, die auch bei dieser Erklärung geheimnisvoll bleiben; so ist es sicher, daß Tauben über viele 100 Meilen unbekannten Landes glücklich den Weg nach Hause finden, aber im wesentlichen ist es stets der Gesichtssinn, durch den sie sich orientieren. Es mag überraschen, daß man den Tieren und selbst „niederen Tieren“, wie manchen Insekten, eine solche Kraft des Gedächtnisses zuschreibt, aber man muß berücksichtigen, in wie außerordentlichem Maße der zivilisierte Mensch die Fähigkeit verloren hat, gesehene Einzelheiten im Gedächtnis festzuhalten. Der Naturforscher Bates führt einen bezeichnenden Fall an, der beweist, wie sehr uns der primitive Mensch darin überlegen ist. Er verirrte sich einmal, nur von einem zehnjährigen Indianerjungen begleitet, im Urwald. Das Kind konnte ohne Schwierigkeiten mit Hilfe von Wegzeichen, die es sich gemerkt hatte, Bates nach seinem Lager zurückführen, während er selbst nichts davon gemerkt hatte. Pferde und viele andere Tiere sind imstande, sich die genauen Einzelheiten eines Weges zu behalten, wenn sie ihn einmal gegangen sind. Der Verlust dieser Fähigkeit ist einer der vielen Preise, den wir für unser Stadtleben zahlen. Bei fliegenden Tieren ist natürlich der Gesichtssinn am wichtigsten; bei Tieren, die sich auf dem Boden fortbewegen, spielen Geruch, Geschmack und Tastsinn die wichtigste Rolle. Rabaud führt Beispiele an, wie Skorpione, Ameisen, Würmer und selbst Molusken sich in vorzüglicher Weise zurecht zu finden wußten; das sicherste Mittel aber wählen wohl gewisse Spinnenarten, die einen „Ariadnefaden“ hinter sich herziehen, an dem sie den Weg zurückfinden.

Edison hat kein Telephon.

Man erstaunt manchmal, wenn man hört, daß irgendein Mensch unserer Zeit noch nie telephoniert hat oder sich kein Telephon hält, weil er diese Erfindung für zu „modern oder störend“ hält. Wie merkwürdig klingt dann erst die Nachricht, daß Edison, vielleicht der größte Erfinder aller Zeiten, sicher aber das größte technische Genie der Gegenwart, kein Telephon in seinem Hause duldet. Dieser Mann, der das Mikrophon erfunden hat, durch das gerade die Fernsprechmöglichkeiten ungeheuer ausgedehnt und verbessert worden sind, ist auf seinem Wohnsitz, gleich, ob in der Großstadt oder auf seinem Ruhesitz auf dem Lande, nur durch Boten zu erreichen. Grund für diese Abschließung gegenüber den heute doch schon ganz allgemein verwendeten Fernverbindungsmöglichkeiten ist nicht nur die Schwerhörigkeit Edisons, die ja schon als Taubheit anzusprechen ist. Der große Erfinder glaubt durch das Telephon in der Ruhe und Abgeschlossenheit seiner Forschertätigkeit gestört zu werden. Er will nur für die Leute arbeiten, die davon einen nützlicheren Gebrauch machen können als er selbst. Sein Ziel ist es nicht, irgendeine Rolle in der Welt zu spielen, sondern für die Welt immer neue und wieder neue Erfindungen zu machen, um die Technik des Lebens, der Lebenshaltung und Lebensausgestaltung mehr und mehr zu verfeinern. Dadurch bekommt der ganze Haushalt Edisons etwas Patriarchalisches, aber auch das ist nicht aus irgendwelchem Snobismus eingerichtet, sondern dank einer natürlichen Einfachheit und Schlichtheit bemüht sich Edison immer, mit den naheliegendsten Mitteln, die zum Zweck führen, sein Leben so schöpferisch wie nur möglich zu gestalten.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag: „Freie Presse“, Sp. z ogr. odp., Katowice; Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.